Paed. Pr.
2232 s

Lustgarten

Der Mägdlein Lustgarten.

2.

J Fleischmann del: sc:

Div. p. 373

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Mägdlein
Lustgarten.

Zweiter Theil.

Mit fünf Kupfern.

Erlangen,
bei J. J. Palm und Ernst Enke.

(1823.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Wenn diejenigen jüngeren und älteren Freundinnen, welche den ersten Theil des Lustgartens freundlich aufgenommen und benützt haben, auch in diesem Bändchen den Sinn wieder finden, der sie in jenem angesprochen hat, so ist des Herausgebers Zweck und Wunsch erfüllt.

Mit diesem zweiten Theile ist der Lustgarten, — noch nicht aber die Folge derjenigen Bände des deutschen Lesebuches, welche der weiblichen Jugend bestimmt sind, geschlossen. Die Fortsetzung erscheint in Baldem, unter dem Titel: „Lebensspiegel für die weibliche Jugend“ in zwei Theilen.

Inhalt

des zweiten Theils von: Der Mägdlein Lustgarten.

Seite

1. Die Jahrszeiten 1
2. Frühlingshoffnung 3
3. Sneewittchen 4
4. Frühlingserwachen 18
5. Im Mai 20
6. Der Blumengarten 21
7. Blumenfülle 24
8. Konterfei des Lebens 25
9. Blümleins Tod 28
10. Der Tulpenbaum 30
11. Wendilgard 33
12. Morgenlied 36
13. Das Wölkchen am Morgen 37
14. Waldeseinsamkeit 39
15. Im Walde 39

Seite
16. Der Vogel 42
17. Frommer Kinder Träume 43
18. Wiegenlied zum Abend 45
19. Gute Nacht 46
20. Lebens Eile 48
21. Menschenliebe in junger Brust 48
22. Die Frau Behrens 50
23. Johanna Sebus 52
24. Besenstolz 55
25. Lust am Gesang und Saitenspiel 56
26. Trost der Tonkunst 57
27. Leben und Tod der heil. Cäcilia 59
28. Die Gesichte 67
29. Der Auerhahn und die Wachtel 69
30. Die Sonne uud das Bächlein 71
31. Das Rothkehlchen und der Erdenwurm . . 73
32. Das Kind und der Weg 75
33. Der Vogelschlag 77
34. Legende 109
35. Die Heitere 111
36. Reine Güte 112
37. Seligkeit 112

Seite
38. Tugend 113
39. Wirkungen 115
40. Die Spinnen 116
41. Die Spinne an's Mägdlein 122
42. Die Kinder in der Spinnstube 122
43. Die Spinnkunst 128
44. Die geistliche Spinnerin 131
45. Das Andenken an die Großmutter 133
46. Der Rosengarten 135
47. Die vier Schwestern 138
48. Kannitverstan 140
49. Der Tod und der Schlaf 144
50. Kaiserin Kunigunde 146
51. Unser Herr am Gotteskasten 150
52. Der Lerchenbaum 153
53. Die Passionsblume 155
54. Gott der Gärtner 160
55. Sommerlied 164
56. Kunigunda, Gräfin von Bitsch 167
57. Die Weiber von Schorndorf 168
58. Die dreiste Magd hat viel gewagt 175
59. Die besonnene Müllerin 178

Seite
60. Die Elster und die Nachtigall 182
61. Die Geschichte der heil. Genovefa 183
62. Das alte Mütterchen 208
63. Die Katzen und der Hausherr 211
64. Der Staar und die Ringeltaube 212
65. Der Rabe und die Pfauen 214
66. Der Pfau und das Haushuhn 215
67. Die Biene und die Bremse 216
68. Die Sonne und der Wind 217
69. Gärten im Meeresgrunde 218
70. Brotlose Kunst 220
71. Nützliche Lehren 223
72. Gefälligkeit 226
73. Wie das Bergwerk zu St. Anna erfunden ward . 228
74. Die zwei ungleichen Katzen 230
75. Die Ente und der Fuchs 232
76. Die Nixen 234
77. Die Schlangenkönigin 237
78. Blümelis-Alp 238
79. Unglück der Stadt Leiden 240
80. Die Legende vom großen Christoph 243
81. Das Hündlein von Bretta 254

Seite
82. Nidda 255
83. Die Bücher der Chronika der drei Schwestern . . 257
84. Der Hund und die Katze 321
85. Die Sonnenblume 323
86. Die Schwalben 324
87. Die Wachtel und ihre Kinder 325
88. Woltemade 327
89. Armer Kinder Bettlerlied 329
90. Goldener 331
91. Das Lied vom Samenkorn 338
92. Vater Konrad 340
93. Frommer Kinder Art 345
94. Ein frommes geängstigtes Herz findet am ersten Hülfe 347
95. Morgen- und Abendandacht 353
96. Andacht am Geburtstage 355
97. Sonntagsfrühe 558
98. Der Jungfrauenstein 360
99. Der gesegnete Kirchgang 360
100. Sonntagsfrühe 364
101. Erhörtes Gebet 368
102. Die erbetene Schutzmauer 371
103. Glaubenstreue 375

	Seite
104. Felicitas	376
105. Notburga	377
106. Der Mensch in Kälte und Hitze	382
107. Das Lied vom Wintergrün	387
108. Die barmherzige Wittwe	389
109. Ein jedes Wort von Gott ist nütze zur Besserung	390
110. Die Schülerin Maria	395
111. Maria	397
112. Der heilige Abend	397
113. Die Christnacht	399
114. Die Herberge	400
115. Des fremden Kindes heiliger Christ	401
116. Wer das Christkind sei	406
117. Christ, ein Gärtner	410
118. Christ, ein Schäfer	411
119. Die drei Knaben im Walde	413
120. Alte Sprüche	416
121. Allerdreifeiertagslied	418
122. Neujahrlied	419

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Jahrszeiten.

(Von Friedrich Rückert.)

Es kamen grüne Vögelein
geflogen her vom Himmel,
und setzten sich im Sonnenschein
in fröhlichem Gewimmel
all an des Baumes Äste
und saßen da so feste,
als ob sie angewachsen sei'n.

Sie schaukelten in Lüften lau
auf ihren schlanken Zweigen,
sie aßen Licht und tranken Thau
und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise
auf ihre stille Weise
von Sonnenschein und Himmelsblau.

Wenn Mitternacht auf Wolken saß,
so schwirrten sie erschrocken;
sie wurden von dem Regen naß
und wurden wieder trocken;
die Tropfen rannen nieder
vom grünenden Gefieder,
und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
ihr grünes Kleid zu sengen,
und nächtlich kam der Frost einmal,
mit Reif es zu besprengen.
Die armen Vöglein froren,
ihr Frohsinn war verloren,
ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum,
hub stark ihn an zu schütteln,
vom obern bis zum untern Raum
mit Schauer zu durchrütteln;
die bunten Vöglein girrten
und ihrem Baum entschwirrten.
Wohin sie kamen, weiß man kaum.

2.

Frühlingshoffnung.

(Von Friedrich Rückert.)

Eine frühe Lerche sah ich fliegen,
als ein Strahl der Sonne durch die Wolken fuhr,
in die Wolken sang sie, aufgestiegen,
nieder auf die todte Flur:
„Wartet nur!
Schnee und Eis seh ich noch liegen;
doch bald wird der Frühling siegen,
wo von ihm noch keine Spur,
und der kalte Winter wird erliegen!
Hoffet nur!

Wenn die Rosen Dornen kriegen,
wird des Winters Trotz versiegen,
fesseln soll ihn Blumenschnur.
Frau Nachtigall beschwur,
nächsten Mai den Winter zu bekriegen:
Knosp' und Blumen hören still verschwiegen,
bis zum Kampfe schlägt die Uhr.
Wachet nur!"

3.

Sneewittchen.

(Gebr. Grimm.)

Es war einmal mitten im Winter und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rothe im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „hätt ich ein Kind so weiß wie Schnee, so roth wie Blut und so schwarz wie der Rahmen!“ Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so roth wie Blut, und so schwarzhaarig wie Ebenholz und wurde darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin; sie war eine schöne Frau, aber stolz auf ihre Schönheit, und konnte nicht leiden, daß sie von jemand darin sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand:
wer ist die schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Ihr, Frau Königin, seid die schönste im Land.“

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, wie der klare Tag, und schöner als die Königin selbst. Wie diese nun ihren Spiegel wieder fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

antwortete er:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner, als ihr.“

Als die Königin das hörte, erschrak sie und ward blaß vor Zorn und Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie es. Und der Neid und Hochmuth wuchsen und wurden so groß in ihr, daß sie ihr Tag und Nacht keine Ruh mehr ließen. Da rief sie einen Jäger und sprach: „führ das Kind hinaus in den wilden Wald, ich wills nicht mehr vor meinen Augen sehen. Dort sollst du's tödten, und mir Lung und

Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte Sneewittchen hinaus. Als er nun den Hirschfänger gezogen hatte und ihm sein unschuldiges Herz durchstoßen wollte, fing es an zu weinen und sprach: „ach, lieber Jäger, schenk mir mein Leben; ich will in den Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen.“ Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „so lauf hin du armes Kind!“ Die wilden Thiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch war's ihm, als wär ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu tödten brauchte. Und weil gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lung und Leber heraus, und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Die ließ sie in ihrer Gier gleich in Salz kochen, aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Sneewittchen in dem großen Wald mutterseelig allein und ward ihm so Angst, daß es alle Blättchen an den Bäumen ansah und dachte, wie es sich helfen und retten sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Thiere sprangen an ihm vorbei, aber sie thaten ihm nichts. Es lief, so lang nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen

und ging hinein sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weiß gedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein neben einander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach weil es so müde war, legte es sich in ein Bettlein, aber kein's paßte für es: das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es nun ganz dunkel war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen, denn es stand nicht so alles in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ der zweite: „wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ der dritte: „wer hat von meinem Brötchen genommen?“ der vierte:

„wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ der fünfte: wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ der sechste: „wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ der siebente: „wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war, da sprach er: „wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „ei! in meinem hat auch jemand gelegen!“ Der siebente aber, als der in sein Bett sah, erblickte er Sneewitchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten das Sneewittchen. „Ei du mein Gott! ei du mein Gott! riefen sie, was ist das Kind schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „wie heißt du?“ „Ich heiße Sneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, wie es seine Stiefmutter hätte wollen umbringen, der

Jäger ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag bis es endlich ihr Häuslein gefunden. Die Zwerge sprachen: „willst du unsern Haushalt versehen: kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben und es soll dir an nichts fehlen.“ Das versprach ihnen Sneewittchen. Da hielt es ihnen Haus; Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, Abends kamen sie nach Haus und da mußte ihr Essen bereitet sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „hüt dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist, und laß niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als wieder die erste und allerschönste zu seyn, und trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“,

da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner, als ihr!“

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach und merkte, daß der Jäger sie betrogen und Sneewittchen noch im Leben war. Und da sie hörte, daß es über den sieben Bergen bei den sieben Zwergen war, sann sie auf's neue, wie sie es umbringen wollte, denn so lange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie lange nachgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin an und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge hinaus zu dem Zwergenhaus, klopfte an die Thüre und rief: „gute Waare feil! feil!" Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr denn zu verkaufen?" Gute Waare, schöne Waare, antwortete sie, Schnürriemen von allen Farben," dabei holte sie einen buntigen von Seide hervor und zeigte ihn. Die gute Frau kann ich herein lassen, dachte Sneewittchen, die meint's redlich: riegelte die Thüre auf und kaufte sich den bunten Schnürriemen. „Wart, Kind, sprach die Alte, wie bist du geschnürt; komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Sneewittchen dachte an nichts böses, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte mit schnellen Fingern und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Athem ver-

ging und es für todt hinfiel. „Nun ists aus mit deiner Schönheit,“ sprach das böse Weib und ging fort.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen fanden, das sich nicht regte und nicht bewegte, als wär es todt! Sie hoben es in die Höhe, da sahen sie, daß es zu fest geschnürt war und schnitten die Schnürriemen entzwei: da fing es an ein wenig zu athmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge von ihm hörten, was geschehen war, sprachen sie: „die alte Krämerfrau war niemand als die Königin, hüt dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er:

„Frau Konigin, ihr seid die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr das Blut all zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah, daß Sneewittchen doch wieder lebendig geworden war. Nun sann sie auf's neue, was sie anfangen wollte, um es zu tödten, und machte einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm wieder die Gestalt einer armen Frau, aber einer ganz anderen, an. So ging sie hinaus über die sieben Berge zum Zwergenhaus, klopfte an die Thüre und rief: gute Waare feil! feil! Sneewittchen schaute heraus und sprach: „ich darf niemand hereinlassen.“ Die Alte aber rief: „sieh einmal die schönen Kämme!“ zog den giftigen heraus und zeigte ihn. Der gefiel dem Kind so gut, daß es sich bethören ließ und die Thür öffnete. Als es den Kamm gekauft hatte, sprach die Alte: „nun will ich dich auch kämmen.“ Sneewittchen dachte an nichts böses, aber die Alte steckte ihm den Kamm in die Haare; alsbald wirkte das Gift darin so heftig, daß es todt niederfiel. „Nun wirst du liegen bleiben,“ sprach sie und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen; als sie das Sneewittchen wie todt auf der Erde liegen sahen, dachten sie gleich, die böse Stiefmutter hätte es wieder umbringen wollen, suchten und fanden den giftigen Kamm; und wie sie ihn herausgezogen, kam es wieder zu sich und erzählte ihnen, was vorge-

gangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Thüre zu öffnen.

Die Königin aber stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er, wie vorher:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier;
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner, als ihr.“

Bei diesen Worten zitterte und bebte sie vor Zorn und sprach: „so soll das Sneewittchen noch sterben und wenn es mein Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus mit rothen Backen, daß jeder, der ihn erblickte, eine Lust darnach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbt sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau und so ging sie über die sieben Berge zu dem Zwergenhaus und klopfte an. Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „ich

darf keinen Menschen einlassen, die Zwerge haben mir's verboten." „Nun, wenn du nicht willst, antwortete die Bäurin, so ists auch gut; meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken." „Nein, sprach Sneewittchen, ich darf nichts annehmen." „Ei, du fürchtest dich wohl vor Gift; da, den rothen Bakken beiß du ab, ich will den weißen essen," sprach die Alte. Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rothe Backen nur vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an und als es sah, daß die Bäurin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und ließ ihn sich geben. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es todt zur Erde nieder. Da sprach die Königin: „diesmal wird dich niemand erwecken," ging heim und fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel endlich:

„Ihr, Frau Königin, seid die schönste im Land."

und ihr neidisches Herz hatte Ruhe, so gut es Ruhe haben konnte.

Die Zwerglein, wie sie Abends nach Haus kamen, fanden sie das Sneewittchen auf der Erde liegen, und regte sich

kein Athem mehr und es war todt. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts, das liebe Kind war todt und blieb todt. Sie legten es darauf in eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen rothen Backen und sie sprachen: „das können wir nicht in die schwarze Erde versenken.“ Sie ließen einen Sarg von Glas machen, daß man es recht sehen könnte, legten es hinein, schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Thiere kamen auch und beweinten das Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verwe'ste nicht, sondern sah noch aus, als wenn es lebte und da schlief, denn es war noch so weiß als Schnee, so roth als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald gerieth und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Der sah auf dem

Berg den Sarg und Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „so schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochhalten, wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den das Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals und es ward wieder lebendig und richtete sich auf. Da sprach es: „ach Gott! wo bin ich?“ Aber der Königssohn sagte voll Freude: „du bist bei mir“ und erzählte ihm, was sich zugetragen hatte und sprach: „ich habe dich lieber, als alles auf der Welt, komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm das Sneewittchen gut und ging mit ihm und zu ihrer Hochzeit ward alles mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest war aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen

Kleidern angethan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr!"

Wie das böse Weib das hörte, erschrak sie und ward ihr so angst, so angst, daß sie es nicht sagen konnte. Sie wollte gar nicht auf die Hochzeit kommen und doch trieb sie der Neid, daß sie die junge Königin sehen wollte. Und wie sie hineintrat, sah sie, daß es niemand anders, als Sneewittchen war, und vor Schrekken konnte sie sich nicht regen. Aber es standen schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer, und wie sie glühten, wurden sie hereingebracht und sie mußte die feuerrothen Schuhe anziehen und darin tanzen, daß ihr die Füße jämmerlich verbrannt wurden, und eher durfte sie nicht aufhören, als bis sie sich zu todt getanzt hatte.

4.

Frühlings Erwachen.

(Von Ludwig Tieck.)

Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,
wenn Störche zieh'n, wenn Schwalben auf der Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
so wacht und lächelt das goldne Kind.

Dann sucht er sein Spielzeüg wieder zusammen,
das der alte Winter zusammengestört,
er putzt den Wald mit grünen Flammen,
der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand;
er kletttert hinauf die Aprikosenwand.
Wie Schnee die Blüte sich unter die Blätter dringt;
er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er und schläft im wald'gen Grund
und haucht den Athem aus, den süßen;
um seinen zarten rothen Mund
im Grase Viol' und Erdbeer' sprießen:

Wie röthlich und bläulich lacht
das Thal, wann er erwacht!
Er raümt den Schnee aus dem Wege,
er schneidet das Buxbaumgehege,
und feiert auch am Abend nicht,
er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: Wo saümen die Spielkameraden?
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kömmt und reicht ihm die weißen Finger,
die Tulpe steht mit dikkem Kopfputz da,
die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm' und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt,
die Menschen danken, die Vögel jauchzen,
denn alle fühlen sich beglückt.

Der Frühling spricht: Vollendet ist mein Thun;
ich habe schon die Schwalben herbestellt,
sie tragen mich in eine andre Welt:

ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.
Ich bin zu klein, das Obst zu pflükken,
den Stokk der schweren Traube zu entkleiden,
mit der Sense das goldne Korn zu schneiden,
dazu will ich den Herbst eüch schikken.
Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind
und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
doch wenn ihr des Winters überdrüßig seid,
dann komm' ich zurück zu eürer Freüd.
Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir;
wenn ihr ärntet und keltert, was sollen sie hier?

5.

Im Mai.

(Von Justinus Kerner.)

Thäten frei im Maien wallen,
hörten hellen Vogelsang,
Hirtenlied und Alphorns Klang,
Baches Murmeln, Echo's Hallen,

Donners Rollen, Saüsellüfte
und der Biene stilles Lied,
wenn sie um die Blüten zieht,
tauchend sich in Farb' und Düfte.

Sah'n der Wälder Pracht und Fülle
sah'n des Himmels heilig Blau,
sah'n die dufterfüllte Au,
prangend in der bunt'sten Hülle;
sah'n des Flusses lieblich Wallen,
d'rin der Sterne flimmernd Bild,
sah'n die Welt so reich erfüllt, —
ließen keck Gesang erschallen.

6.

Der Blumengarten.

(Von Friedrich Rückert.)

Blumengarten,
einen schönen, will ich hegen;
mancher Arten

Blumen, die ich gern mag pflegen,
will ich an im Garten legen,
ihrer warten
schön im Blumengarten.

Augentrost
ist ein Kraut, das soll da stehn.
Wer getrost
es mit Augen an darf seh'n,
dem muß Lust zum Herzen geh'n.
Schad', o Frost,
nie meinem Augentrost!

Wohlgemuth
ist eine Würze, die da sei.
Wer darauf ruht
und sie zieht an's Herz herbei,
der ist aller Sorgen frei.
Sommerglut,
verschone mein Wohlgemuth!

Ehrenpreis
ist eine Pflanze, die trägt Ehr'
auf jedem Reiß.

Die soll mir wachsen immer mehr;
nichts ihr bringe Fahr und Sehr!
Lüfte, leis
wieget mein Ehrenpreis!

Wunderhold
ist eine Blume, die gern man schaut;
jede Dold'
ist von Lieblichkeit bethaut.
Wohl mir, daß ich sie gebaut;
nicht um Gold
geb' ich mein Wunderhold.

Immerlieb,
nimmer leid, ist ein Gesproß,
wo's beklieb,
immer treibt es frischen Schoß, —
meiner Freuden Hauptgenoß.
Nie kein Dieb
stehle mein Immerlieb!

Dieser Arten
Blumen sind's, die ich will hegen
in dem Garten,

und sie je mit Liebe pflegen.
Komm, o Sonne, Thau und Regen,
helft mir warten
diesen Blumengarten!

7.

Blumenfülle.

(Von Friedrich Kind.)

Reben und Ranken
zittern und schwanken;
Lauben und Bogen
kommen geflogen;
blühende Bälle
schneeiger Helle,
Tulpen, Ranunkel,
feurig und dunkel,
und der Päonen
purpurne Kronen
mischen sich drunter;

blauer Holunder,
blasse Narzissen,
nicken und grüßen;
Nelken voll Düfte,
würzen die Lüfte. —
Welch' ein Gewimmel!
Blumen am Boden,
hoch in der Ferne,
Blumen am Himmel,
Blumen die Sterne,
beben und weben,
heben und schweben —
Blumen unter und über mir!

8.
Konterfei des Lebens.

(Von Friedr. Spee, geb. 1591, gest. 1635.)

Ging neulich früh am Morgen in schöner Sommerzeit
ohn' Harm und ohne Sorgen spazieren weit und breit.
In einem schönen Garten wuchs auf ein Blümlein zart,
da wollt' ich so lang warten, bis es vollkommen ward.

Die Morgenröth verschwand, weil ihren Purpurschein
das Taglicht überwand mit seiner Klarheit rein.
Die Sonn' mit sanften Strahlen das Blümlein übergoß,
und thät die Blättlein mahlen, gleich blüht's in ihrem Schoos.

Da begunnt es lieblich blicken, gab noch so süssen Ruch,
einen Kranken möcht's erquicken, der läg' im lezten Zug.
Ein Lüftlein, lind von Athem, rührt an das Blümelein,
da schwebt's, wie ein am Faden gebundnes Vögelein.

Auf seinem Stiel so müthig wandt' es sich hin und her,
so saftig und so blütig, als wär' all Leid noch fern.
O Blümlein schön ohn' Maßen! weil bist in deiner Zier,
will ich von dir nicht lassen, bis an den Abend schier.

Ei, wer kann aus denn sprechen deine Schön' und Lieblichkeit?
Bist ohne all Gebrechen, bist voller Zierlichkeit.
Ja, Salomon, so mächtig war nie so schön bekleid't,
obschon er leuchtet' prächtig in Pomp und Herrlichkeit.

Um dich die Bienlein brommen und Honig sammeln ein,
zu küssen sie da kommen die weichen Wänglein dein.
Du bist wohl sonder Gleichen, mit Lust sieht man dich an:
all Schönheit muß dir weichen, so sagt auch jedermann.

Wohlan, magst nun stolziren, du Gartensternelein,
mußt endlich doch verlieren all deinen stolzen Schein.
Bald wirst dich nun entfärben, den Schimmer legen ab —
wirst heut noch müssen sterben — denk zeitlich an dein Grab!

Die Sonne spannt den Bogen, schießt ab den schärfsten Schein,
der kommt so rasch geflogen und dringt mit Machten ein.
Ei was willt nun beginnen, du zartes Gartenblut?
Die Bächlein selbst erbrinnen von heisser Sommerglut.

Da neigt es sich zur Stunde, verwelkt und sinket hin,
das eben aufrecht stunde mit also stolzem Sinn.
Das Blümlein jung von Tagen das Hälslein niedersenkt.
Ach, wie muß ich nun klagen, schon ist es ganz erkränkt!

Nun hat es ausgesungen, des Lebens Tanz ist aus,
nun muß es sein gerungen mit Tod und leztem Straus!
O weh der kurzen Stunden! o weh da schläft es ein!
Jezt, jezt ist schon verschwunden mein zartes Blümelein.

O Mensch, trau nie der Schöne, dem Fleisch und Blut nicht trau!
Dich nur dem Geist'gen söhne, auf Ewiges nur bau!
Wann schon bist jung von Jahren, wann schon bist hübsch und fein,
doch mußt von hinnen fahren, geschieden muß es sein!

9.

Blümleins Tod.

(Von Pellegrin.)

Eine.

Blümlein, Blümlein, gut' Nacht!
Schon einz'le Sterne blinken,
schon will der Abend sinken;
hast zwar nicht lang' gewacht.
Die Zitter spricht im Klageton,
sagt dir Gut' Nacht, o Blümlein, schon!

Alle.

Die Zitter spricht im Klageton,
sagt dir Gut' Nacht, o Blümlein, schon!

Eine.

Mit neuem Tageslauf
kommt neues Leben wieder,
du legst in Schlaf dich nieder
und stehst nicht wieder auf.

Alle.

Die Zitter spricht im Klageton,
sagt dir Gut' Nacht, o Blümlein, schon!

Eine.

Die Jungfrau'n geh'n ins Feld,
geh'n durch die hohen Buchen;
weil sie umsonst dich suchen,
ist ihre Lust vergällt!

Alle.

Die Zitter spricht im Klageton
sagt dir Gut' Nacht, o Blümlein, schon!

Eine.

Warst so ein freundlich Kind,
ließ'st dich auf grünen Auen
so hell und lieblich schauen,
und bleichst nun so geschwind!

Alle.

Die Zitter spricht im Klageton,
sagt dir Gut' Nacht, o Blümlein, schon!

Eine.

Ihr Kläng', erschwert doch nicht
dem armen Kind sein Scheiden!
Schwer ist's genug, zu meiden
das süße Lebenslicht!

Alle.

Drum still, o still mit Klageton!
Das Blümlein senkt die Blätter schon!

10.

Der Tulpenbaum.

(Von Krummacher.)

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, und auch in den kältern Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und

zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie gingen aber in den Garten und besahen die mannigfaltigen Gewächse und unterredeten sich darüber.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sei, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüte sei den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sei nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maßen. —

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Gehäges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und jener ging und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, und erzählete allenthalben von seinem Baum, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meineten, der Baum müsse von überschwänglich schöner Gestalt sein, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harreten sie und die Tage und Stunden deuchten ihnen sehr lang, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht. Denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüte müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüte sei, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit und Einfalt; sondern sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüten und Knospen ab, und zerstöreten sie, damit sie nicht von Andern ihres Rühmens wegen verspottet würden!

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen soll. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam und verlanget, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste sein, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er, und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist. —

11.

Wendilgard.

(Gebr. Grimm.)

Udalrich, Graf zu Buchhorn (am Bodensee) abstammend aus Karls Geschlecht, war mit Wendilgard, Heinrich des Voglers Nichte, vermählt. Zu seiner Zeit brachen die Heiden (Ungarn) in Baiern ein. Udalrich rückte aus in den Krieg, wurde gefangen und weggeführt. Wendilgard, die gehört hatte, daß er todt in der Schlacht geblieben, wollte nicht wieder heirathen, sondern begab sich nach St. Gallen, wo sie still und eingezogen lebte, und für ihres Gemahls Seele den Armen Wohlthaten erwies. Weil sie aber zart aufgezogen war, trug sie immer große Lust nach süßen Speisen. Sie saß eines Tages bei Wiborad, einer frommen Klosterfrau, im Gespräch, und bat sie um süße Äpfel. „Ich habe schöne Äpfel, wie sie arme Leute essen — sprach Wiborad — die will ich dir geben“ und zeigte ihr wilde Holzäpfel. Wendilgard nahm sie gierig und biß darein; sie schmeckten so herb, daß sie ihr den Mund zusammenzogen, sie warf sie weg, und sagte: „deine Äpfel sind sauer, Schwester; hätte der Schöpfer alle so erschaffen, so würde Eva keinen gekostet

haben.“ Mit Recht führst du Even an, sprach Wiborad, denn sie gelüstete gleich dir nach süßer Speise. Da erröthete die edle Frau, und that sich hernach Gewalt an, entwöhnte sich aller Süßigkeiten, und gedieh bald zu solcher Frömmigkeit, daß sie vom Bischoff den heiligen Schleier begehrte. Er wurde ihr gewährt, und sie ließ sich einkleiden, lebte auch fortan in Tugend und Strenge. Vier Jahre verflossen; da ging sie am Todestage Udalrichs ihres Gemahls nach Buchhorn und beschenkte die Armen, wie sie alljährlich zu thun pflegte.

Udalrich war aber unterdessen glücklich aus der Gefangenschaft entronnen, und hatte sich heimlich unter die übrigen verlumpten Bettler gestellt. Als Wendilgard hinzutrat, rief er laut um ein Kleid. Sie schalt, daß er ungestümm fordere, gab ihm aber doch das Kleid, als dessen er bedurfte. Er zog die Hand der Geberin mit dem Kleide an sich, umfaßte und küßte sie wider ihren Willen. Da warf er seine langen Haare mit der Hand hinter die Schulter, und sprach, indem einige Umstehende mit Schlägen droheten: Verschont mich mit Schlägen, ich habe ihrer genug ausgehalten, und erkennt euren Udalrich!“ Das Volk hörte die Stimme des alten Herrn und erkannte sein Gesicht unter den wilden Haaren. Laut schrie ihm alles zu. Wendilgard war, gleich-

sam beschimpft, zurückgetreten und sagte: „Jetzt erst empfinde ich meines Gemahls gewissen Tod, da mir jemand Gewalt zu thun wagt!“ Er aber reichte ihr die Hand, um sie aufzuheben; an der Hand sah sie eine ihr wohlbekannte Wundennarbe. Wie vom Traum erwachend rief sie: „mein Herr, den ich auf der Welt am liebsten habe! willkommen, mein liebster Gemahl!“ und unter Küssen und Umarmungen — „kleidet euren Herrn und bereitet ihm ein Bad zu!“ Als er angezogen war, sagte er: „laß uns zur Kirche gehen!“ Unter dem Gehen sah er ihren Schleier und fragte: Wer hat dein Haupt eingeschleiert? Und als sie antwortete, „der Bischoff in der Kirchenversammlung“ sprach Udalrich: Nun darf ich dich erst mit der Kirche Erlaubniß umarmen. Geistlichkeit und Volk sangen Loblieder; darauf ging man zur Mahlzeit. Bald versammelte sich die Kirche und Udalrich forderte seine Gemahlin zurück. Der Bischoff lös'te ihr den Schleier, und verschloß ihn im Schrein, damit, wann ihr Gemahl früher verstürbe, sie ihn wieder nehmen sollte. Und nun wurde die Hochzeit von neuem gefeiert.

12.

Morgenlied.

(Von Gramberg.)

Goldne Wolken schweben
durch den blauen Raum;
Morgenlicht! o Leben!
Reglich wacher Traum!

Seh' ich dich, o Sonne?
Fühl' ich dich, mein Herz?
Ja, dich trägt die Wonne
liebend himmelwärts.

Wo die Lüfte kühlen,
Himmels-Funken glüh'n,
wo die Vögel spielen,
will mein Herze zieh'n;

will sich fröhlich neigen,
wie der Sonnenstrahl,
zu des Waldes Zweigen,
in das frische Thal;

wo in bunter Freude
sich die Blume regt,
und die grüne Weide
junge Quellen hegt,

auf die Blüten sinken,
die die Sonne küßt,
und die Welle trinken,
wo du, Himmel, bist!

13.

Die Wölkchen am Morgen.

(Von Starke.)

Helle, goldne Wölkchen am Himmel!
Wie der Wollenheerde Gewimmel
fügt und dehnet ihr eüch!
Eure zarte flockichte Reihe
in der weit umwölbenden Bläue
freut mich, des Lenzes Blütenschnee gleich.

O von welchem Stoffe genommen,
woher, Wolken, seid ihr gekommen
lieblich über das Land?
Sollt ihr, Menschenaugen zu weiden,
glänzend den Morgenhimmel bekleiden,
wie mit dem weichsten Seidengewand?

Helle, goldne Wölkchen am Himmel!
Wie der Wollenheerde Gewimmel
geht ihr spielend dahin;
Welcher Hirt hat her euch getrieben?
Ist der Hirte ferne geblieben,
oder verhüllt ihr selber uns ihn?

Der uns liebend leitet und segnet,
uns im sanften Säuseln begegnet
der uns nähret so mild,
der umher läßt Blumen uns blühen,
Licht uns leuchten, Flammen uns glühen
bleibet den Menschenaugen verhüllt.

Aber aus dem Schönen und Holden,
auch aus Wölkchen flockicht und golden
spricht er freundlich uns zu:

Helle, leichte Wölkchen vergehen,
Ordnung, Mild' und Liebe bestehen;
bleib' in der Seele, hoffende Ruh!

14.

Waldeseinsamkeit.

(Von Helmina.)

Gesundheit, Kraft und Muth
quillt aus der Lüfte Flut,
bei muntrer Vögel Sang
wird's einem nimmer bang;
in Waldes Einsamkeit
vergißt sich manches Leid.

15.

Im Walde.

(Von Johann Grob; geb. um 1630. durch Weisser.)

Willkommen grüner Freudenort,
du schönes Sommerhaus!

Hier schick' ich meine Sorgen fort;
hier zieht der Kummer aus.
Dein Blätterdach,
dein Silberbach,
sein süßer Lispelklang
ist Wonne mir;
es dünkt in dir
mich keine Stunde lang.

Bezeugt nicht Wasser, Luft und Land
des Höchsten Wunderkraft,
des Höchsten, dessen Vaterhand
auch unsre Nahrung schafft?
Sein Finger macht
der Lilien Pracht;
der Lüfte Flügelheer
bekommt sein Brot
mit keiner Noth, —
warum nicht wir viel mehr?

Die Sorgen schwächen Geist und Sinn,
und helfen doch uns nie.
Was bringen sie uns für Gewinn?
Auf immer meid' ich sie.

Erhält mich wach
ein Ungemach,
so hoff' ich wieder Ruh.
Das leichte Glück
weicht gern zurück;
es geht nicht anders zu.

Der Wunsch nach Hoheit, Geld und Gut
hat bei mir keinen Platz;
Gesundheit und ein froher Muth
ist doch der beste Schatz.
Bedenkt den Lauf!
Man tritt heut auf,
und morgen tritt man ab.
Man muß davon!
Der letzte Lohn
ist nur ein enges Grab.

16.

Der Vogel.

(Von A. Schreiber?)

's Vögele wuhnt im grüne Baum,
still verborje
vor der Sorje,
sie Lebe, es isch e schüner Traum.

s' Vögele het vun allem 's bescht!
Himmelslüfte,
Maiedüfte,
un d' Blüjet regent em in si Nest.

Überall isch si Tisch gedeckt,
in de Wälde,
an de Hälde,
un wo si d' Veiled im Gras versteckt.

Wenn d' Blättle tröpfle im Morjethau,
schüttelt's munter
's Schlöfle runter,
un weckt gli Wibel un Kinder au.

Un g'fallts 's em an einer Stell nit mehr,
ziegth's zu'er andre:
lustigs Wandre,
dübe sin Bluhme, un do ischt Schnee!

Vögele flieg, i geh nit mit!
Schün're Sterne
het wohl d' Ferne,
aber d' Heimet, se loßt mi nit.

Vögele, find'st überall e Nest!
Mir müen blibe,
so ischs g'schribe,
's Hus des Mensche, es steht gar fest.

17.
Frommer Kinder Träume.

(Von E. M. Arndt.)

Was sollen fromme Kinder träumen?
Von Spielen mit freundlichen Engeln,
von Rosen und Lilienstängeln
und Kränzen auf himmlischen Bäumen.

Was sollen fromme Kinder wähnen?
Was ewig erfreut überschwänglich;
was irdisch erblüht, ist vergänglich
und keimet in Sorgen und Thränen.

Was sollen fromme Kinder dichten?
Nicht irdisch das Erdengewimmel;
ihr Leben will ewig zum Himmel
mit Herz und mit Sinn und Gesichten.

Was sollen fromme Kinder lieben?
Die Unschuld, die Tugend, die Freude,
die Demuth im schneeweißen Kleide,
den schönsten von himmlischen Trieben.

Wo sollen fromme Kinder wohnen?
Hoch oben auf leuchtenden Sternen,
hoch oben in seligen Fernen,
sie wandeln mit blühenden Kronen.

Drum frisch! getrost liebe Kleinen!
Laßt springen die Herzchen und klingen!
Empor denn von irdischen Dingen,
wo ewige Sonnen euch scheinen!

Drum frisch, getrost liebe Kleinen!
Dort stehen die Guten und Frommen
und rufen ein frohes Willkommen
den Kindelein Gottes, den reinen.

18.

Wiegenlied zum Abend.

Schlaf wohl, geliebtes Kindelein,
ich wünsch dir gute Nacht!
Es halten Gottes Engelein
um's Bettlein Hut und Wacht.

Sie lächeln dir in Frieden zu
und wiegen sanft dich ein.
Ach, das ist eine Engelsruh,
mit der sie dich erfreun!

Sie schirmen treu dich vor Gefahr
und schweben um dich her.
Ach, daß dich hüte immerdar
der lieben Engel Heer!

Drum schlafe wohl! du bist bewacht,
dir kann nichts schaden mehr,
es lagert eine große Macht
rings um dein Bettlein her.

Auch hält dir Christus vor die Brust
sein festes Kreuzes=Schild.
Er war auf Erd' zur Menschenlust
einst auch ein Kindlein mild.

Er hat die Kindlein auch zugleich
gesegnet und geliebt,
Er ist's, der dort im Himmelreich
viel schöne Kronen gibt

19.

Gute Nacht.

(Von Theodor Körner.)

Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht.

Neigt der Tag sich still zum Ende,
ruhen alle fleiß'gen Hände,
bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht.

Geht zur Ruh,
schließt die müden Augen zu!
Stiller wird es auf den Straßen,
und den Wächter hört man blasen,
und die Nacht ruft allen zu:
Geht zur Ruh!

Schlummert süß!
Träumt euch euer Paradies!
Wem die Liebe raubt den Frieden,
sei ein schöner Traum beschieden,
als ob Liebstes ihn begrüß'.
Schlummert süß!

Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht,
schlummert, bis der neue Morgen
kommt mit seinen neuen Sorgen,
ohne Furcht: der Vater wacht!
Gute Nacht!

20.

Lebens Eile.

(Von Ludwig Tieck.)

Wie über Matten die Wolke zieht,
so auch der Schatten vom Leben flieht.

Die Jahre eilen, kein Stillestand
und kein Verweilen; sie hält kein Band.

Nur Freude kettet das Leben hier,
der Frohe rettet die Zeiten schier.

Ihm sind die Stunden, wo's Jahre sind, —
sind nicht verschwunden, wer so gesinnt.

21.

Menschenliebe in junger Brust.

Am 21. Juni 1784 schlug der Blitz in der Mittagsstunde in Lippersdorf bei Freiberg in ein Bauernhaus ein, und

und legte die Scheune und das Wohnhaus in einer halben Stunde in die Asche. Eine alte sechzigjährige Leibzüchterin *), die seit vielen Jahren, durch Gliederreißen gelähmt, auf einer Stelle, woselbst man sie niedergesetzt hatte, unbeweglich hatte still sitzen müssen, war in der größten Gefahr von den Flammen mit verzehrt zu werden. Aber die eilfjährige Tochter des Gutsbesitzers, welche die arme Alte um Rettung zu Gott ängstlich schreien hörte, und keine Mannsperson sah, welche sie hätte heraustragen können, nahm sie eilend auf ihren Rücken, und brachte sie glücklich vor die Hinterthüre in den Garten. Da die Kräfte sie verließen, konnte sie dieselbe nicht weiter bringen. Hier setzte sie die alte kranke Frau mit den Worten hin: „Gott helfe euch weiter!“ So wurde diese hülfslose Person den Flammen und dem Tode entrissen. Das Mädchen war gar nicht mit der alten Frau verwandt, und sie nahm sich der verlassenen Alten an, ehe sie an das Vieh ihrer Ältern dachte. Nach der Rettung der Frau kehrte sie wieder ins Haus zurück und half das Vieh ihres Vaters aus dem Stalle bringen.

---

*) D. h. eine Person, die sich bei der Übergabe oder beim Verkauf eines Bauernguts ausbedungen hat, zeitlebens noch in demselben freie Wohnung und freien Unterhalt zu haben.

Die Frau Behrens.

Als im siebenjährigen Kriege die Hessischen Truppen im Hildesheimischen die Winterquartiere verließen, blieb ein kranker Packknecht nicht weit von Woltdorf, einem Dorfe in der Gegend des Städtchens Peine hülflos liegen. Ein Bauer sah seinen erbärmlichen Zustand, allein er ging wie der Priester und Levite vorüber. Zufällig erzählte er es in einem andern Hause dieses Dorfes. „Mann!" sagte sogleich die Frau vom Hause, „was dünket dich, wollen wir nicht den elenden Kerl hereinholen und ihm helfen, so gut als wir können? es ist doch ein Mensch!" Behrens, ihr Mann, wollte nicht sogleich einwilligen, weil, wie er sagte, zu besorgen wäre, daß das ganze Haus voll Ungeziefer werden würde. Er machte noch mehrere Einwendungen. Allein sie überredete ihn doch, so daß er hinging und es der ganzen Gemeinde anzeigte und zum Besten des elenden und verschmachtenden Kranken Fürbitte that. Allein man verwarf einstimmig alle seine guten Vorstellungen. Die mitleidige Behrensen hörte dies kaum von ihrem Manne, als sie ihn aufs neue dringender und anhaltender, als vorher, bat, doch dem Verlassenen zu helfen. „O!" sagte sie, „nun

müssen wir helfen! Du weißt doch wohl, daß es der liebe Gott befohlen hat. Will keiner des armen Menschen sich annehmen, so wollen wir barmherzige Samariter sein. Geh, hol die Pferde und spann sie vor den Wagen und bring den Menschen doch ins Haus!" Der Mann konnte nicht länger widerstehen und holte den Packknecht herein. Man zog ihm gleich reine Wäsche und Kleider an und vergrub seine zerrissenen Lumpen. Es wurde auch ein Arzt geholt, welcher ihn in kurzer Zeit wieder heilte. Wie die Retterin, welche lutherisch war, vernahm, daß der Knecht katholisch wäre, so sandte sie sofort nach Peine, und ließ dorther den katholischen Geistlichen zu ihm kommen; kurz, sie pflegte ihn so gut und unermüdet, daß er wieder ein tüchtiger Arbeiter wurde. Aus Dankbarkeit diente er fünf Jahre auf ihrem Hofe.

23.

Johanna Sebus.

(Von Göthe.)

[Zum Andenken der siebenzehnjährigen Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging.]

Der Damm zerreißt, das Feld erbraußt,
die Fluten spielen, die Fläche saußt.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenossen, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“ —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle, da rettet Euch, harret derweil;
gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt';
doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraußt,
die Fluten wühlen, die Fläche saußt.

Sie sezt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein?" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

Der Damm verschwindet, die Welle braußt,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saußt.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraußt's,
den kleinen Hügel im Kreis umsaußt's.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
das Horn der Ziege faßt das Ein',
so sollten sie alle verloren sein!

Schön Suschen steht noch stark und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch, wie ein Stern;
doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn;
kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel auf,
da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf!

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.

Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint
und überall wird Schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

24.

Besenstolz.

(Von Langbein.)

Als von der Birke struppigem Haar
der erste Besen gebunden war,
wollt' er aus Hochmuth das Haus nicht kehren,
und forderte frech, man sollt' ihn verehren.
„Wie käm' ich, sprach er, „zum Dienst als Knecht?
ich zähle mich zu der Blumen Geschlecht;
und das zu erweisen, bedarf's nicht viel:
ich habe so gut als sie einen Stiel."
Darüber lachte das ganze Haus,
und sagte: „Der Stiel macht's noch nicht aus!
willst du den Rang der Blumen erstreiten,
so mußt du süßen Geruch verbreiten.

25.

Lust an Gesang und Saitenspiel.

(Von Tscherning.)

Wer ungereget die Sinnen träget,
wenn Künstler singen und Saiten klingen,
ist taub an Ohren und krank geboren,
weil sonst sich reget, was Sinnen träget.

Gott will durch Singen und Saitenklingen,
nicht nur auf Erden gerühmet werden,
man soll ihn oben auch also loben,
da wird das Singen viel schöner klingen.

Mehr Lust für Ohren ist nicht geboren,
sie treibt vom Herzen Verdruß und Schmerzen,
kann tiefer dämpfen, giebt Muth zu kämpfen,
macht durch die Ohren uns neu geboren.

Was hier sich reget und Odem träget,
heißt David singen; er heißet klingen
vor Gottes Ohren, was je geboren,
weil Er gereget dran Liebe träget.

26.
Trost der Tonkunst.

(Von Hanhart.)

Auf des Wohllauts reinen Wogen
schwebt der Geist emporgezogen,
läßt zurück des Lebens Müh'n.
Töne lindern unser Sehnen,
Melodieen stillen Thränen,
und die düstern Sorgen flieh'n.

Will ich mir verlassen scheinen,
soll die Laute mit mir weinen!
Liebend theilt sie meinen Schmerz.
Des Gesanges Flügel tragen
hin zum Himmel meine Klagen,
leichter schlägt das arme Herz.

Wenn der Töne zartem Beben
folgt des Liedes schwellend Heben,
athmet freier meine Brust.
Wie der Aar auf stolzen Schwingen,
möcht' ich in die Höhe dringen,
und verkünden meine Lust.

Ach! die Trauerglocke schallet
und das Lied der Wehmuth hallet:
„Ruhet sanft im stillen Grab!“
Orgeltöne hör ich rauschen,
Engel selbst im Himmel lauschen,
Friede Gottes strömt herab.

Jene Welt ist aufgeschlossen,
aus der Erde Tönen sproßen
Lieder dort voll Melodie.
Dort, wohin dein Auge blicket,
nach Geliebten Thränen schicket,
wohnet ewig Harmonie.

27.

Leben und Tod der heil. Cäcilia.

(Nach einem alten seltnen Buch, in der Dresdener kön. Bücherei.)

Cäcilia ist von einem edlen Römergeschlechte zur Zeit Kaisers Alexander Severus geboren worden, und war gar schön und tugendlich. Sie lernte den Christglauben und Papst Urban taufte sie, und sie dienete Gott mit großem Fleis und betete mit großer Acht und lebte vernünftiglich. Sie war rein und züchtig und begehrte unvermählt zu bleiben

bis an ihr Ende. Zu der Zeit aber ächtete man die Christen sehr und man fing sie, wo man sie ankam. Und der Christen mußten sich viel verbergen, darum floh der Papst in eine Höhle. Nun ward der h. Jungfrau Cäcilia Lob und Ehre weit verbreitet; da warb ein Jüngling um sie, den gelobte man ihr. Er hieß Valerianus und hatte einen Bruder, der hieß Tiburtius, die waren Heiden. Deß erschrak die Jungfrau gar sehr und klagte ihr Leid Gott und betete mit Ernst, daß er ihrer behüte. Da nun die Hochzeit sein sollte, da legte man ihr ein schönes Gewand an, das war mit Gold und Silber gewirkt; aber auf dem Leibe trug sie ein hären Hemde, anzuzeigen, daß Christus ihr Bräutigam wäre. Nun kamen viel Spielleut, die trieben ihr Spiel auf der Jungfrau Hochzeit, das verdroß sie gar sehr und dünkte ihr ein vergänglich Wesen zu sein: denn ihr Herz war bei Gott und hörte die himmlische Musika. Da sprach sie zu ihrem Bräutigam: Du allerliebster Herr! nun vernimm mich eben, ich habe mit dir etwas Heimliches zu reden, das sollst du Niemand sagen. Da sprach Valerianus: das will ich gern thun. Da sprach sie: Es ist ein Engel bei mir, der hütet mein treulich, darum sollst du mein nicht begehren, sonst schlägt er dich; läßt du aber ab von mir, so hat er dich so lieb als mich. Da sprach Valerianus: Willst du, daß ich dir glaube, so laß mich den Engel sehen;

sehe ich dann, daß es ein wahrer Engel ist, so thue ich, was du willst! Willst du mich aber äffen und hast du einen andern lieber, als mich, so thue ich dir also, daß du mir nimmer lügst. Darob war sie sehr froh und sprach: Liebes Lieb, willt du an meinen Gott glauben und dich lassen taufen, so siehst du ihn wohl so gut als ich; und sagte ihm so viel vom Christglauben, daß ihm sein Herz erleuchtet ward, und sprach: er wollt es gern thun. Da sagte sie: So geh zum Papst Urban und sprich, ich hätte dich gesandt. Da kam er zum Pabst. Als der hörte, daß ihn Cäcilia zu ihm hätte gesandt, da ward er froh und hub seine Hand auf und sagte: „O Herr Christe, empfange heüte die Frucht, die du an Cäcilien gesäet hast! Denn dieser Mann war ein Leü und ist so sanft worden, als ein Lamm.“

Und dieweil Urbanus diese Worte redete, sah Valerianus einen Engel, der war schön, licht und klar und trug ein Buch in seiner Hand; den Engel hat Gott durch der Jungfrau Gebet dargesandt. Da Valerianus den Engel sah, erschrak er, daß er niederfiel. Da hub ihn der Engel wieder auf bei der Hand und sprach zu ihm: Fürchte dich nicht, gehe her und lies da! — Da sah er, daß das Buch mit güldenen Buchstaben geschrieben war und stand also verzeichnet darauf: „Es ist Ein Glaube, Eine Taufe und Ein

Herr, deß Gewalt ist über alle Dinge.“ Da sprach der Engel zu ihm: Glaubst du das? Da sprach er: Ja, wahrlich! Da verschwand der Engel mit dem schönen Buche. Da ward Valerianus vom Papste getauft und er freute sich gar sehr, daß die Gnad ihm begegnet war, und kam heim zu seiner Braut, die war ihm gar lieb worden. Da sah er einen Engel bei ihr sitzen und sie ward froh und that ihr Gebet zu Gott. Und der Engel brachte ihnen zwei Kränze von Rosen und Lilien, einen gab er dem Valerian, den andern Cäcilien und sprach: Ich habe dir zween Kränze aus dem Paradiese getragen: Diese Rosen und Lilien dorren nicht und verlieren auch ihren Geruch nicht; so kann sie denn auch niemand sehen, als der rein ist: darum behütet eure Reinheit recht, so habet ihr die Rosen und Lilien, so lange ihr lebet! Und zu Valerian sprach der Engel: Nun du getauft bist, so bitte, was du willst, es wird dir gewähret. Sprach Valerian: Ich hab einen lieben Bruder, denselben bitt ich, daß er bekehrt werde zum Christglauben und zu der Wahrheit, die Gott selbst ist. — Da sprach der Engel: Deß bist du gewährt! — und schied damit von ihm.

Kurz darauf kam sein Bruder vor die Kammer und roch einen guten Geruch von Rosen und Lilien und gedachte bei sich: von wannen mag doch der gute Geruch kommen! Und

da er nun in die Kammer kam, sah er, daß sein Bruder und sein Gemahl ihr Gebet zu Gott sprachen, und er roch den guten Geruch besser, denn vor, und sprach: Eia, ihr Lieben! Von wannen kommen die Rosen und Lilien, die also riechen? Es ist jetzt Winter; schmeckte all mein Tage nicht so guten Geruch, und wie ich den guten Geschmack vernommen habe, so hat sich mein Herz gewendet und wundert mich sehr der Lilien und Rosen, die ich nicht sehe.“ — Da sprach Valerianus: Lieber Bruder! Die Rosen und Lilien, die haben wir hier bei uns, sie sind weiß, wie der Schnee, und du hast sie nimmer schöner gesehen; aber dein Unglaube irrt dich, daß du sie nicht sehen kannst. Bekennst du dich aber zum Christglauben, so wirst du die schönen Blumen sehen. Da sprach Tiburtius: „Lieber Bruder! Ist diese Rede ein Schimpf oder träumt es dir sonst? Und sind diese Dinge noch gar fern!“ Da sagte Valerianus; ja wahrlich, lieber Bruder! Unser Leben ist bis jetzt ein Traum gewesen! Aber schau an die Wahrheit Gottes, der will uns künftig pflegen.

Diese Rede that Tiburtius sehr wohl und sprach zu Cäcilia: „Du hast es sehr wohl ausgerichtet; ich will deinen Glauben auch recht gerne lernen.“ Da ward sie froh und dankte unserm HErrn und sprach: Freund, gelobt sei Gott,

daß du und dein Bruder zum rechten Glauben kommen. Gehe mit deinem Bruder zu Urbanus und empfahe die Taufe: so siehst du den Engel Gottes, der hütet dein mit großem Fleiß. Da sprach Tiburtius: O weh, lieber Bruder, den haben die Fürsten in die Acht gethan! Da sprach Cäcilia: Daß sollst du nicht achten: denn hier ist ein kurz Leben, und gibt darnach ein ewig Leben der Menschen, die Christi Glauben bestanden; denn Gott ist barmherzig, und verläßet nimmer, die ihm getrauet. Er ist um unsertwillen ein Mensch geworden, daß wir gut mit ihm werden, und hat den bittern Tod um uns gelitten.

Da ward des Tiburtius Herz und Gemüth bekehrt und er sagte zu seinem Bruder: Bring mich bald zu St. Urbano, daß ich getauft werde und daß ich fürbaß mein Leben würdiglich halte und den Engel Gottes sehe. Darnach kamen sie zu St. Urban, der ward froh und taufte den Tiburtius, darnach sah er den Engel Gottes.

Die liebe h. Cäcilia lebte rein und in viel Tugenden mit Valerianus und Tiburtius, und sie gaben ihr Gut um Gott den armen Leuten. Da ward Almachius (der Statthalter, den der Kaiser während seines Feldzugs nach Persien eingesezt hatte) innen, daß sie die Leichen (der von ihm getödteten Christen) begruben; das that ihm Zorn: doch griff er sie nicht

gern an, denn sie waren edel. Da brachte man sie vor ihn und er sprach: Warum begrabet ihr die Verwandten, so wir getödtet haben? Ihr müsset unsern Göttern opfern, und wollt ihr das nicht thun, so wird es Euch gereuen! Da sprachen sie: Es ist billig, daß wir unserm Gott opfern alle Tage. — Da ward Almachius sehr zornig und ließ sie in den Kerker legen und empfahl sie einem Ritter, der hieß Maximus, der sprach zu ihnen: Ihr edlen Jünglinge, mich nimmt Wunder, daß ihr mit Freuden in den Kerker geht und doch wohl wisset, daß ihr darnach sterben sollt. Da sprach Valerianus: Wolltest du glauben, was Gott für Freude gibt nach diesem Leben, du littest hie auch gern! — und sagt ihm so viel vom Christenglauben, daß er sich bald taufen ließ und alles sein Gesind; das that Urbanus.

Da der Morgen kam, daß man sie tödten sollte, da sprach Cäcilia: Eia, ihr edlen Kämpfer und Ritter Christi! werfet von euch die Werke der Finsterniß und leget an die Waffen des Lichts! Da schlug man dem Valerianus und Tiburtius die Häupter ab und die Engel führten ihre Seele zu Gott. Da sprach Maximus: Ich bin auch ein Christ! Da das Almachius hörte, ließ er ihn mit Knitteln schlagen, bis er starb. Da fuhr seine Seele zu den ewigen Freuden. Da begrub Cäcilia die heiligen Leichname. Nun wußte der

Richter, daß die zween Ritter viel Güter hatten hinterlassen; darum ließ er Cäcilia zu sich kommen und sprach, man sollte sie vor die Abgötter bringen, daß sie die anbete, oder sie müßte sterben. Sie aber spottete der Abgötter. Das war vielen Menschen leid und weinten um sie. Da sprach sie: „Ihr sollet um mich nicht weinen, ihr sollet froh sein, daß ich in Allem obgesiegt habe. Es ist nicht ein Wunder, daß ich also jung sterbe: Ich komme zu Gott, da werd ich nimmer alt. Ich gebe einen schwachen Leib um das himmlische Gemach." — und sagte den Leuten so viel vom Christglauben, daß sie glaubig wurden. Nun erfuhr der Richter, daß sie so viele zu Christi Glauben hätte gebracht. Da ward er zornig und hieß sie vor sich bringen und sprach: Was ist dein Leben? Da sprach sie: Ich bin edel von Geburt. Da sprach er: Danach frage ich nicht, ich frage nach deinem Glauben. Da sprach St. Cäcilia: Deine Frage ist eine große Thorheit! Da sprach er: Was macht dich so kühn? Da sprach sie: Ich glaube an Gott den Allmächtigen, der gibt Kraft und einen reinen Muth, daß ich nicht verzage: denn er ist mit mir! — Da sprach Almachius: Weißt du nicht, daß ich Gewalt habe über dich? Sie sprach: „Deine Gewalt ist ungewiß und vergeht, als der Wind, und wird dir davon der ewige Tod!" Da nahm ihn die Rede Wunder, daß sie

also wohl nnd weißlich konnte Antwort geben, und er sprach zu ihr, sie sollte opfern; aber sie: „Du bist mit sehenden Augen blind, denn du hast Gott von Holz und Stein!“ Da ward er zornig und ließ sie von Stund an in ein siedend Wasser legen. Da saß sie darin und lobete Gott den Herrn, und war als ein kühler Thau. Da ließ Almachius ihr das Haupt abschlagen — da flog ihre Seele zu den ewigen Freuden!

28.

Die Gesichte.

(Von Johannes Falk.)

Die dem Herrn in Demuth dienen,
all denen sind gar oft erschienen
Gesicht', in Berges Einsamkeit.
Da erglänzt es aus den Meeren,
auch lassen sich oft Stimmen hören,
allwo der Vollmond Glanz verstreut.
Merkt auf, das Gräschen spricht:
Der Herr vergaß mich nicht,

Gott, mein Vater,
der mich getränkt,
mir Thau geschenkt
und täglich mein in Gnaden denkt.

Die den Stolz im Herzen tragen,
o könnten sie nur einmal sagen
zur Sonne: „Roll!“ zum Mond: „Komm her!“
Wies' und Blumen möchten schmachten,
das thät ihr Stolz gar wenig achten;
so denkt nicht unser Gott und Herr!
Gottes Engel
besucht den Klee,
das Schiff am See
und stillt im Wald das junge Reh.
Singt, ihr Vögel, in den Lüften!
Ihr Blumen, bringt in süßen Düften
des Himmels Demuth Lob und Ehr!
Habet Dank, ihr heiligen Engel,
die ihr gestillt die Erdenmängel
der Kreatur, in Luft und Meer!
O laßt uns Engel sein!
Erscheint das Werk auch klein,

das der Vater uns auferlegt;
ein Thor, der frägt!
Ein Engel Gottes schweigt und trägt.

29.

Der Auerhahn und die Wachtel.

(Von Meier, von Knonau.)

Des Weizenfeldes güldne Zierde
reizt eines Tags den Auerhahn,
daß er vor lüsterner Begierde
sich weniger, als sonst, besann;
er flog mit schlagendem Gefieder
vom Berg in's Ährenfeld hernieder.
Kaum aber war er eingesessen,
mußt' er der raschen Lust vergessen.
Denn als er öftermals versucht,
sich aus dem Feld empor zu schwingen,
so mocht' es, wegen dichter Frucht,
mit aller Müh' ihm nicht gelingen.

Er sprach: Ich bin recht schlimm daran,
dieweil ich hier nicht fliegen kann;
und wollt ich gleich zu Fuße geh'n,
so geh ich nur die falschen Wege;
dann machet mich die Hitze träge
sie ist für mich nicht auszustehn.
Er rief um Hülf in der Gefahr,
gleich flieget eine Wachtel dar.
Sie sagte: „Vogel, unverzagt!
Vertraue dich nur deiner Magd,
und fürchte nicht, daß du verschmachtest;
wenn du mich kleine nicht verachtest,
so helf ich dir noch ungebeten,
ich will dich von dem Tode retten."
Verachten? sprach der Auerhahn:
Die Hülfe nehm ich dankbar an
und würde wahrlich mich nicht schämen,
sie von Ameisen anzunehmen.
Die Wachtel sprach: Thu' nur gemach
und geh mir auf dem Fuße nach.
Der Zug ging beiden gut von statten,
sie bracht' ihn in die offnen Matten.

30.

Die Sonne und das Bächlein.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Sonne sprach
zum Wiesenbach:
Ich muß um dich mich grämen.
Du jagest jach
den Blumen nach,
daß du dich solltest schämen, —
den Blumen, ach
die sich nur schwach
mit meinem Licht verbrämen,
wenn tausendfach
es bunt sich brach,
um seine Kraft zu lähmen.
Geh doch gemach
und werde flach
und wolle dich bequemen
mich, wie ich wach
am Himmelsbach,
im Spiegel aufzunehmen.

Das Bächlein floß
und sprach genoß:
O Sonne, woll es leiden,
daß am Gesproß, —
dem bunten Troß, —
sich meine Blicke weiden.
Du bist so groß
am Himmelsschloß,
und sie sind so bescheiden;
sie nehmen bloß,
was dir entfloß,
was willst du sie beneiden?
Wenn ich im Stoß
zum See hinschoß,
will ich von ihnen scheiden;
in meinem Schloß
dich spiegeln bloß, —
so thu' ich recht euch beiden.

31.

Das Rothkehlchen und der Erdenwurm.

(Von Meier, von Knonau.)

Das muntere Rothkehlchen sprach
einmal zum schlanken Erdenwurm:
Fürwahr, du bist ein armes Ungeziefer!
Hat die Natur sich gegen einen
stiefmütterlich und karg erwiesen,
so that sie's gegen dich: was ließ sie dir nicht fehlen! —
Die Augen, Ohren, Füsse, Flügel! —
Was hat sie, Wurm, dir nicht mißgönnt?
Was kannst du mehr als kriechen oder wühlen?
O, welch ein Abstand ist davon zu meinem Leben!
Ich flieg', und fliegen ist für mich nicht Arbeit;
es ist nur Lust, wenn ich nach Speise fliege.
Da bin ich nicht mit einer Art zufrieden;
ich wechs'le gern, bald speis' ich einen Käfer
mit goldnen Flecken auf dem Rücken,
bald einen Wurm von deinen Anverwandten,
die Spinne bald, die Weberin;

dann schon' ich nicht den Schmetterling
um alle seine hohen Farben;
izt schmecket mir die zarte Mücke,
die Biene dann, die süß ist, wie ihr Honig;
ich singe nun, dann hüpf' ich wieder;
mir öffnet sich die weite Welt,
wenn dich dein finstres Loch verbirgt!

Der Erdenwurm antwortete:
Mich hat der Gott der Creaturen
zu allen Lüsten taub gemacht,
Er konnte mir nichts Besser's schenken.
Du sagest mir von vielen Freuden,
wovon ich nicht ein Wort verstehe;
und was ich nicht versteh', nicht wünsche.
Dann würd' ich unglückselig sein,
hätt' er Begierden mir gegeben,
die ich unmöglich stillen könnte,
Begierden, wie ein Vogel hat,
wie du, du munteres Rothkehlchen!

32.

Das Kind und der Weg.

(Von Meier, von Knonau.)

Ein Kind kam aus dem Wald zurück,
und sah da vor ihm eine Straß',
an die es auszuruhen saß.
Es sprach zur Straße: Welches Glück
für mich Verirrtes, führtest du
mich sicher meiner Heimat zu!
Sie sprach: „Kind, das versprech ich dir;
sei gutes Muths und folge mir!
Ich will dich bald nach Hause bringen;
nur mußt du nicht vom Wege springen.“
Das Kind sprach: Straße! noch ein Wort!
Es scheint du wollest meiner lachen:
du selbst gehst nicht gerade fort,
ich seh dich manchen Umweg machen. —
Die Straße führt in Antwort an:
„Ich habe keine Schuld daran,
zur rechten und zur linken Seiten
ward ich von wunderlichen Leuten,

wie sie ihr Eigennuz ermahnt,
gerade bald, bald krum gebahnt.
Die einen ließen ohn' Entgeld
mich nimmer durch ihr Waizenfeld,
und andre nicht durch ihre Matten;
noch mehr verschränkten mich, die nahe Weinberg' hatten.
Sie wiesen mich noch über Meer,
wofern es ihnen nüzlich wär'.
Mein Kind, indessen gehe du
auf mir nach deiner Heimath zu!"
Das Kind sprach endlich zu der Straße:
So ist's noch gut, wie ich es fasse,
denn Schiffer könnten nicht's gewinnen,
gieng's nach der meisten Leute Sinnen.

33.

Der Vogelschlag.

(Von J. R. Wyß d. j.)

Personen:

Konrad, ein Bauer.
Else oder Elisabeth, seine Frau.
Hänschen,
Benzli (Benedict)
Kläusi (Niklaus)
Gretli (Margareth)
} ihre Kinder von 13 bis zu 8 Jahren.
Ein Greis.

Erster Auftritt.

(Neben der Thür eines schweizerischen Bauernhauses, auf einer Bank, sitzt Mutter Else und buttert. Auf der Erde spielen die drei Kinder Benzli, Kläusi und Gretli.)

Else. Jezt seid ihr ordentlich, Kinder! daß ihr so still seid und nicht über Zäun' und Stöcke springt. Ich werd' es dem Vater zu rühmen wissen, wenn er von der Arbeit kömmt.

Benzli. Ja Mutter! wir fahren zu Berg.

Else. Ei wohl! und womit denn, Kleiner?

Benzli. Wir haben Kühe, Geißen, Schafe! Gretli darf zusehen, Kläusi ist der Hirtenbub, und ich bin der Senn.

Kläusi. Sieh nur Mutter, sieh! der Sandhaufen ist die Alp, und wir haben von Schindeln zwei Staffeln gebaut. Die gelben Steine sind Kühe, die weißen sind Schafe, die grauen sind Ziegen. Da fahren sie bergauf, und jetzt wollen wir den Kuhreigen singen.

(Die drei Kinder singen ein Gesatz des Kuhreigens.)

Else. Recht so Kinderchen! Singt nur fort, und fahret zur Alp, und hirtet eins, so lang ihr Kinder seid. Einmal groß, wird nicht viel daraus werden. Es giebt dann härtere Arbeit für euch, und ihr fahret wohl nicht zu Berg.

Benzli. Ei warum nicht Mutter? Ich will ein Sennhirt werden.

Else. Ein Sennhirt, Benz! du, ein Sennhirt? Und willst du dann Steine treiben zu Berg? . . Die gelben sind die Kühe; die weißen . . .

Benzli. Ach, lach' uns nicht aus, Mutter! Es wird schon eine Zeit kommen, daß ich erwachsen bin, daß ich Kühe treibe, die Milch geben, daß ich . . .

Else. Daß du ein armer Bau'rsmann bist, wie dein Vater! und weiter nichts, und dein Brot verdienest mit dem Karst.

Benzli. O, nein! Ich will ein Hirtenbub werden, und reich werden, und ein Sennthum führen. Bei dem alten Ammann will ich Hirtenbub werden, und wenn er stirbt, so läßt er Röschen, seinem Mägdlein, alle Heerden zurück, und Röschen hat mir schon gesagt, ich soll sein Küher werden, und wir halten die Heerde dann gemein.

Else. Potz! potz! das geht hoch hinaus, mein guter Benz! Setz' dir nur erst solche Flausen in den Kopf, so kannst du in rechte Händel kommen.

Gretli. O, Mutter! das wäre aber doch recht schön, wenn's so käme!

Else. Ach Kinder! Kinder! seid zufrieden mit Wenigem, lernet was Tüchtiges, arbeitet wie der Vater! und Gott wird sorgen, daß ihr werdet, was sich schicken mag.

Kläusi. Aber jezt, Mütterchen! sind wir grausam müde, haben das Vieh getrieben, und sind auf die Alp geklettert, und möchten auch was für den Hunger und den Durst, die uns jämmerlich plagen.

Else. Ah ihr kleinen Lecker! Arbeit im Spaß, und Erfrischung im Ernst! Geht in die Stadt, und setzt euch zu reichen Faullenzern hin, die treiben's just also.

Gretli. Aber es ist doch Zeit zum Abendbrot, Mutter! und da wollen wir's essen für unsern Hirtenlohn.

Else. Gut, gut! Wenn ihr das in euern Köpfchen zusammendenkt und künftig mit arbeitsamen Fäusten zusammenhängt, so wird's noch etwas werden! Geht hinein, ihr Näscher! Die Aepfel und das Brot sind gerüstet: jedem sein Häuflein der Ordnung nach! Und zanket nicht!

Die Kinder (durcheinander aufspringend und nach dem Haus eilend). Heisasa! das Abendbrot! Hirtenlohn! Küherspeise! Dank, Mütterchen, Dank! —

Zweiter Auftritt.

Die Mutter allein.

Else. (Sie ruft den Kindern nach in das Haus.) Aber gebt Acht Kinder, und laßt ein Häufchen unberührt. Es gehört Hänschen, wenn er mit den Ziegen nach Hause kehrt!

Die Kinder (rufen heraus): Wir wissen's schon! wir wissen's schon! Er soll das größte haben! — Laß uns nur machen, Mütterlein!

Else. Welche Zufriedenheit der muntern Geschöpfe! und doch schon Saame genug zum Leiden des Lebens! Will der Knabe da nicht Hirt werden bei dem Ammann! — Ach, so ward' es mein Mann bei meinem Vater, und wie viel Unglück entstand daraus! .... Zwar Unglück? ... Armuth, freilich! ... Aber ist denn Geld so ein Glück! ... Wenn mein Vater auch arm gewesen wäre und nicht meinen Mann verachtet hätte ... und wir wären bei ihm geblieben, wie froh und heiter müßte sein Lebensende geworden sein. Doch im Himmel droben zürnst du mir nicht mehr, Vater! du siehst ja wohl einmal auf uns nieder, und siehst, daß ich vergnügt bin, und mit Wenigerem vergnügt, als du es für nöthig gehalten. — Armer Vater in deinem Reichthum! (Sie legt nachdenkend ihr Haupt in die Hand.)

Dritter Auftritt.

Mutter Else. Ein Greis mit einem Vogelschlag unter dem Arm, in welchem ein Vogel.

Der Greis. (kommt langsam und gebeugt an seinem Hackenstock sieht schweigend eine Zeitlang die Mutter an und grüßet sodann). Segn' euch Gott, liebe Nachbarin, und geb' euch einen schönen guten Abend! Ihr seid ein Bischen fleißig noch in der Feierstunde?

Else. (aufsehend) Fleißig? (lächelnd) ja, schön fleißig! Jezt eben nicht, guter Freund! Kommen mir da Gedanken, daß ich mein Butterfaß vor den Augen vergesse. Was ist euch lieb, Wandersmann?

Der Greis. Ruhe, Ruhe und Schlaf wäre mir lieb, gute Nachbarin! Ein Bündelein Stroh zum Nachtlager nach einem sauren Gang, und allenfalls ein Stücklein Brot, ein Schluck Milch zum Abendessen.

Else. Das kann euch wohl werden, armer Mann! Sezt euch hier auf die Bank! Ihr seid müd' und traget einen Reisesack und einen Vogelschlag. Das ist zu viel in euerem Alter.

Der Greis. O, ich habe mehr getragen schon! Man wird nicht zu alt in diesem Leben ohne der Lasten viele und schwere sehr schwere, auf sich zu nehmen.

Else. Ach ja wohl! und oft bekömmt man sein Bürdlein in der Jugend schon. — Macht es euch leicht, guter Mann! Sezt den Vogelschlag auf den Stock hieneben! Ist das nicht ein Zeisig, der drinnen steckt? Laßt mich doch sehen ein wenig! die Singvögelein sind mir gar zu besonders lieb. (Sie nimmt den Vogelschlag vor sich.)

Der Greis. Verdienen's auch, verdienen's! Das lobt den Schöpfer noch recht in Unschuld und könnt' uns

ein schönes Beispiel seyn! Nehmet den Schlag und den Zeisig dazu, liebe Frau! ihr habt doch wohl Kinder, denen das Freude macht! . . . und laßt mir einen Trunk Milch dafür reichen.

Else. Ei! wie so unbedacht ich bin! Schwaze da und gaffe den Vogel an und vergesse gleich euere Bitte, wie ein blödes Katechismus-Kind, darob.

Der Greis. Plaget euch nicht deswegen, Nachbarin! Ich komme von Weitem her und bin heiß geworden. Laßt mich auf dem hübschen Abendsitz erst ein wenig verkühlen, daß mir der frische Trunk nicht Schaden thue!

Else. Auch recht! auch recht! Die Milch ist jeden Augenblick bereit. Habt ihr euch dann gelabet, Nachbar, so mögt ihr wohl auch ein Plätzchen zur Nachtherberge finden bei uns! Mein Mann wird es sicher mit Freuden gestatten.

Der Greis. Habt Dank, gute Frau! und Gott selber lohn' es euch! Ich sollte zwar noch weiter zieh'n; es giebt aber nicht überall so barmherzige Leute, wie der Himmel sie mir hier beschert. Was ich davon vergelten kann, will ich gern vergelten.

Else. Das fragt sich nun und nimmermehr! Wollet ihr morgen etwas thun, und habt ihr eure Rückkehr durch unser Dorf zu nehmen, so laßt uns den Vogelschlag da, bis

ihr des Weges wiederkehrt; und indeß können sich meine Kinder darob erfreu'n. Im Uebrigrn seid unser Gast, so lang ihr möget! Ich bin auch gewandert mit meinem Manne. Wir haben dem lieben Gott noch Vieles abzutragen, das er von guten Leuten uns hat zukommen lassen. Es war eine herbe Zeit!

Der Greis. Ach freilich, wer gezwungen ist zu wandern — und wer andere zwingt, daß sie wandern müssen — die sind beide wohl übel berathen!

Else. Ja wohl! ja wohl! Es liegt ein großes und schweres Stück von meinem Leben in dem Worte, das ihr ausgesprochen . . . Aber vergeß ich denn wieder die Milch! Wartet nur einen Augenblick noch, und laßt meine Kinder inzwischen das Vögelein beseh'n! (Ruft in das Haus:) Kinder! Kinder! kommt und seht einen niedlichen Vogel an!

Der Greis. (Steht auf und nimmt den Vogelschlag unter den Arm.) Ich will mich an's Licht stellen damit, auf daß sie besser sehen können!

Vierter Abschnitt.

Die Vorigen. Benzli. Kläusi. Gretchen aus dem Hause hereilend.

Alle. Wo, Mutter! wo? Was ist es für ein Vogel? (Die Kinder umgeben den Greis.)

Greis. Seht, liebe Kinder, ein Zeisig ist's, hier in dem Vogelschlage! Hat naschen wollen, just wie die Kinder pflegen, und ist nun ertappt dafür.

Die Kinder. (Durcheinander um den Alten herhüpfend.) O schöner, schöner Vogel! Wer hat ihn wohl gefangen? o hätten wir ihn eigen, den Zeisig! Ist er für uns lieber Mann? Was willst du denn machen damit?

Else. Seid ordentlich, Kinder, gegen den guten Nachbar, und fraget ihn nicht so viel; er ist müde, laßt ihn sitzen und verderbet ihm nichts! Ich gehe hinein eine Schüssel Milch zu holen. Haltet euch freundlich und gebet dem Vögelein ein paar Krümchen von eurem Abendbrot! (Sie geht hinein mit dem Butterfasse.)

Fünfter Auftritt.

Der Greis. Die drei Kinder.

Greis. So laßt mich denn wieder Platz nehmen, meine Kleinen, und stellt euch rings um mich her! Ich bin müder, als ich mir eingebildet. (Er sitzt und hält den Schlag auf seinem Schooß.) Da könnt ihr doch noch leidlich ihn sehen, den zwitschernden Flieg=ins=Holz. Nicht wahr, den solltet ihr behalten können?

Benzli. O! die Mutter wird ihn uns kaufen, und wir sammeln Beeren dafür, bis wir alles zurückerstattet; und dann ist er unser, so lang wir ihn füttern wollen, und wollen wir nicht mehr, so machen wir ihm den Käfich auf und lassen ihn wieder dem Walde zu.

(Die Kinder stehen um den Alten hin und geben dem Zeisig Brod durch das Gitterwerk des Vogelschlages.)

Greis. Ja, was möchtet ihr mir aber geben für das muntere Thier? Es könnte mir doch viel Freude machen mit seinem Gesang!

Gretchen. O nicht so gar viel, Großvater! Ihr seid ja ganz allein, und habt nur Freude für Einen. Wir hingegen sind sechs in unserem Hause, und haben also mehr — mehr — gar schrecklich viel mehr Freude an dem Zeisiglein.

Kläusi. Du mußt nicht sagen Großvater, Gretchen! Wir haben ja keinen mehr.

Gretli. Ei, er war ein alter guter Mann, der Großvater, — mit einem grauen Bart, das hat die Mutter mir oft gesagt; und siehst du nicht wie dieser Mann so grau und bärtig ist? Wenn du aber auch gut wärest, Großvater! so schenktest du uns das Vögelein. Die Mutter braucht des Geldes noch sonst vielleicht.

Benzli. Warum nicht gar schenken, Schwesterchen! Man schenkt denen, die man lieb hat, aber nicht den Fremden.

Gretli. O, wir sind ja keine Fremden, die Leute kennen uns gut genug, und sie haben uns alle lieb! Der Großvater gewiß auch. (schmeichelnd.) Nicht wahr, Väterchen! du kennst uns nun schon? du hast uns lieb? wir wollen dir nie etwas zuwider thun.

Greis. (Bewegt.) Freilich, freilich hab' ich euch lieb. Ihr solltet mein sein, Kinder! — Ach und ihr könntet's seyn!

Gretli. Ja, wenn wir nicht schon des Vaters wären! Der giebt uns nicht für tausend, hundert tausend Kronen weg, und wir wollten's auch nicht.

Greis. Nun seht, Kinder! da der Vogel mir doch Freude macht, so geb' ich ihn anders nicht, als daß ihr mir bringet dafür, was mir auch kann Freude machen; und dann soll er euer sein, mit sammt dem Vogelschlag.

Alle. (in die Hausthür eilend.) Poz Welt, Tausend, wie schön! Wollen dir bringen, war wir nur auftreiben können!

Sechster Auftritt.

Der Greis allein. (Langsam und abgebrochen.)

Gottlob, Gottlob! so giebt es doch noch Liebe in der Welt. Ich dachte sie sei gen Himmel entflohen für ewig. Meine Tochter, mein Weib, meine Nachbarn . . . Ach, Gott vergeb' es ihnen! sie zeigten mir keine mehr . . . Diese Kinder sind so gut und hängen sich so freundlich an mich an! Warum dürfen das nicht meine geliebten Enkel sein? . . . O, daß ich in der lieben, alten Heimath wäre! daß eine Spur sich fände von meiner Elisabeth! daß sie solche Kinder zurückgelassen, denen ich nun in all meiner Armuth und Verlassenheit noch Stütze sein könnte, und denen ich den Rest meines Herzens widmete, von welchem so viel schon begraben ist!

Siebenter Auftritt.

Der Greis. Else. (mit einer hölzernen Schüssel voll Milch sammt Löffel.)

Else. Ist es euch lang geworden, guter Nachbar, mit dem Trünklein Milch? — Ich habe wahrlich nicht kalt aus dem Keller sie bringen dürfen. Ein wenig nur gewärmt hab' ich sie, daß sie den Magen nicht erschreckt und doch den

Mund noch erfrischen mag. Auch hab' ich Brot eingeschnitten, Hausbrot von gestern, ein Bißchen schwarz, aber doch schmackhaft und wohl gebacken. (Sie setzt die Milchschüssel auf die Bank.)

Greis. Vergelt' euch's Gott, liebe Nachbarin! Ich mochte wohl abwarten. (Er schöpft Milch und ißt mit dem Löffel.) Es schmeckt ja desto besser nun. Eure lieben Kinder haben mir indeß viel Kurzweil gemacht.

Else. Es sind gute Kinder wohl, aber mitunter Wildfänge und für alte Leute zu gelärmig. Ihr seid es wohl nicht mehr gewohnt und habt keine daheim, die so jung noch sind?

Greis. Nicht jung und nicht alt! — Zweimal verheirathet und nun doch verwittwet, doch verwaist! Meine Prüfungen sind hart gewesen, und ich fürchte, sie sind noch nicht vorüber.

Else. Es ist immer schon schwer, in eurem Alter auf der Straße zu sein. Ihr solltet Ruhe haben, in einer sichern Heimath bei Kindern und Kindeskindern.

Greis. Ach, wohl sollt' ich! Es wäre Gottes Ordnung so. Aber was verkehren und verderben die Menschen nicht! Der Hackenstock ist ein schlechter Wanderstab.

Else. Man sieht es euch an, daß ihr viel gelitten. Ihr seid bleich und hager worden, nicht durch das Alter nur. Und doch eure Tracht . . . (sie betrachtet ihn genauer.) Mein Gott, wie sie mich ansieht, so längst bekannt! . . . Wo kommt ihr denn her, lieber Freund?

Greis. Von jenseits des Berges, Nachbarin, von Oberthal!

Else. (Bewegt.) Von Oberthal! o gütiger Himmel, von Oberthal! — (Sie wischt eine Thräne aus dem Auge.) Ja, das ist die liebe Landestracht, die ihr am Leibe habt.

Greis. Seid ihr wohl drüben bekannt, Frau! daß ihr so in Bewegung kommt?

Else. (Verwirrt.) Bekannt — ach, sehr bekannt . . . ich war . . . eine Freundin von dort . . . Es lebte vor einigen Jahren noch dort die Frau eines Gerichtsmannes, die Frau Dorthe hieß.

Greis. Eine harte, lieblose Frau! Sie ist gestorben. Verzeihe ihr Gott, was sie Übles gethan!

Else. O freilich hat sie Übles gethan. Sie schrieb einst Briefe an uns . . . Ich lebte mit meinem Manne zu Schwarzenbach, 8 Stunden von hier.

Greis. Zu Schwarzenbach? Ah, liebe Nachbarin! ich habe sonst auch da gelebt. Eine Frau und eine Tochter

machten dort einst mein Lebensglück, und ich besaß Güter daselbst und gedachte zu seiner Zeit mein Grab zu finden auf dem sonnigen Friedhof daselbst. Alsdann verhängte Gott den Tod meiner lieben Frau, und als ich meiner großen Wirthschaft wegen eine zweite nahm, war ich unbedacht in meiner Wahl und bekam eine scharfe Hauswirthin zwar, aber eine Stiefmutter für meine gute Elisabeth . . .

Else. (Plötzlich die Hände vor das Gesicht haltend und abgehend) . . . o wahrlich, wahrlich . . . . Gott im Himmel!

Achter Auftritt.

Der Greis allein.

(Verwundert.) Was ist das? was ist das? Der Name meiner guten Elisabeth bringt diese Frau zu Thränen. Sagte sie nicht: eine Freundin von ihr? . . . O gewiß war Elisabeth diese Freundin, und das Andenken der armen Entwichenen rührt sie so sehr. Freue dich, mein Herz, nach Jahren von Kummer freue dich! Zum erstenmal findest du wieder eine theilnehmende Seele, die liebt was du geliebt, und die dir beklagen hilft, was du täglich und bis zum Tode bitterlich beklagst! . . . (Er faßt den Vogelschlag, und besieht ihn näher.) Unberathen wie dieser Vogel, unvorsichtiger als er in den offenen Schlag, bin ich meinem Weibe gefolgt in das ferne

Unglückshaus, wo mein Friede und meine Freiheit untergegangen . . . Aber, wie geschieht mir? Seh ich recht! der Vogelschlag . . . Ist es möglich! Hier auf dem Boden erblick' ich ein Zeichen, als hätt' ich es selbst gemacht! — Sonderbar, daß ein Vogel hier eingeschnitzt ist, wie ich selbst ihn — vor fünfzig Jahren geschnitzt. — Und hab ich denn für die Tage der Jugendfreude so viel Gedächtniß noch! O der Himmel hat denjenigen nicht ganz verlassen, der die Rückerinnerung einer fröhlichen unschuldigen Kinderzeit in sich trägt. Es ist doch wahr und wahrhaftig mein eigener Vogelschlag! (Er stellt den Vogelschlag vor sich auf den Baumstock und sieht nachdenklich darauf hin.) Wo bin ich nun hingerathen? — —

Neunter Auftritt.

Der Greis. Benzli, Kläusi und Gretli. (mit Spielzeug.)

Benzli. Lustig, lustig jetzt alter Nachbarsmann! Da bringen wir viel, das dich freuen wird. — Nimm für den Vogel, was du magst davon. Erstlich sieh eine Trinkschale von Ahorn, die hat mir Häns chen geschnitzt!

Kläusi. Und sieh, eine blecherne Sparbüchse mit einem funkel-nagel-neuen silbernen Bazen darin, die hat mir am Sonntag erst meine Frau Pathe verehrt. (Klingelt und tanzt umher damit.)

Gretli. Ja, und hier ein Körbchen, unterwegs in dem Walde Beeren darein zu pflücken! Und dann obendrein von uns allen zusammen ein Glöckchen; das haben wir vor'm Jahr im Frühling für das Zicklein gekauft, das heuer eine großmächtige Ziege ist und keines mehr tragen will und mich über den Haufen stieß, als ich ihr's anbinden wollte.

Greis. Dank, meine guten Kinder, Dank! Der Handel wird schon werden. Legt euern Kram auf die Bank hier und nehmt den Vogelschlag nur hin, er ist euer auf lebenslang, und denkt an mich, so oft ihr ihn vor Augen habt!

Die Kinder durcheinander. Heysa lustig! so tanzen wir eins um das schöne Vögelein. (Sie nehmen einander bei den Händen und hüpfen um den Vogelschlag und singen:)

Ei, guten Tag, guten Tag, guten Tag,
Du lieber Zeisig im Vogelschlag!

Benzli. (Zu dem Vogelschlage hinzutretend:) Aber, aber was merk' ich jetzt! So seht doch Kläusi und Gretli, seht! ist das nicht der Vogelschlag von Hänschen, der draußen die Ziegen hütet?

Kläusi und Gretli. Ja freilich, ja freilich ist er's. Da steht das Vögelein hinten drauf, und das ist auf keinem andern.

Greis. Was meint ihr Kinder? Was betrachtet ihr so nachdenklich da?

Gretli. (Kindisch erzürnt.) O, du bist kein guter Mann mehr, Großvater! Du hast Hänschens Vogelschlag genommen, wir kennen ihn hier an dem eingeschnittenen Vögelein, und doch willst du, daß wir ihn eintauschen sollen!

Greis. Nicht also, liebes Kind! — Ich schenk ihn euch und ihr sollt euer Spielzeug alles behalten. Die Mutter hat mich mit Milch erfreut und ich will mit dem Zeisig euch erfreuen.

Kläusi. Ja, du kannst uns den Zeisig wohl verehren, aber der Schlag gehört Hänschen, er ist nicht dein eigen. Er gehört Hänschen unserm Bruder an.

Greis. Dem kleinen Ziegenhirten draußen auf der Gemeinweide hat er gehört, und wenn der euer Hänschen ist, so hat Hänschen ihn mir selbst geschenkt, und ich sollt' ihn geben, wem ich wollte.

Benzli. Ja, wie so denn? Hänschen kennt Euch nicht, Nachbar! denn ihr seid nicht von hier.

Greis. Ich kam durstig und heiß des Weges, und hatte nun drei Stunden lang keinen Trunk gethan; denn Wasser in der Hitze vertrag' ich nicht. Also bat ich den Ziegenhirten, als ich auf der Allment eintraf, er möchte mir

etwas Milch geben von einer der Ziegen. Da sagte der Knabe: Milch darf ich nicht erlauben; denn die Ziegen sind alle nicht mein. Aber dort in dem Weidenbusch hab' ich einen Vogelschlag, der ist mein eigen, und einen Zeisig hab' ich heute gefangen drin. Das mit einander nimm und biet' es im Dorfe, wem du willst. In allen Häusern sind Kinder, die haben Freude daran und schaffen dir flugs eine ganze Schüssel voll Milch dafür. Aus Freude an des Knaben Gutmüthigkeit nahm ich den Schlag und schenk' ihn jetzt euch und will warten bis der Kleine heimkömmt zum Abendbrot, daß ich ihm seine Wohlthat vergelte, so gut ich's vermag.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hänschen.

(Man hört das Horn des Ziegenhirten.)

Die Kinder. (Zugleich.) Hänschen! Hänschen selbst! Er bläst das Abendzeichen! — Entgegen, entgegen!

(Sie eilen nach der Seiten ab, wo man das Horn gehört.)

Greis. (Allein:) Was steht mir bevor! Wo bin ich hingerathen? Welch eine freudige Wallung erhebt mein Herz! Ich begreife nicht, wie mich diese Kinder erquicken! Züge! . . . Stimmen! . . . Ist Gott so viel gütiger noch,

als der Mensch zu hoffen gewagt! O meine Tochter Elisabeth! Sollte sie hier gelebt haben? — Dieser Vogelschlag, dieses Spielzeug meiner Jugendjahre, muß es nicht herkommen von ihr? Muß ich nicht bei der Freundin seyn, die ihr einst beigestanden? — So werd' ich endlich doch wenigstens . . .

Die Kinder (zu Hänschen, mit welchem sie herbeispringen.) Da sieh nur, sieh! dein Vogelschlag! Und der alte Mann hat ihn uns geschenkt und will dir dennoch etwas Schönes geben dafür.

Hänschen (Zu dem Greisen:) Ist es auch wahr so, lieber Nachbar! Ich habe geglaubt, ihr seiet ein armer Mann, und hab' ihn euch ganz umsonst gegeben.

Greis. Ein armer Mann ist immer ein armer Mann. Und ein gebrechlicher, verwaister, verwittweter alter Mann ist der ärmste, den es außer dem Bösewicht geben mag.

Hänschen. Aber nun der Vogelschlag wiederum unser ist, will ich gar nichts dafür, wenn ihr auch reich wäret, wie der Amtmann ist.

Greis. Er gehört jetzt deinen kleinen Geschwistern, mein lieber Hirtenknabe, und sie behalten ihn gar zu gern.

Häns-

Häns chen. Ei, sie mögen auch! Ich bin alt genug mir selbst einen zu machen. Der Großvater hat diesen gemacht, als er eben auch noch ein Hirtenjunge war.

Greis. (Mit Aufwallung.) Wie sagst du? der Großvater? dein Großvater?

Häns chen. Freilich! meiner. Die Mutter hat es mir manchmal gesagt. Und es schickt sich gut, daß der Vogelschlag wieder hier ist; denn sie hätt' ihn ungern fortgelassen!

Greis. (Gerührt, während Hänschen ihm mit überraschtem Schweigen betrachtet.) Lieber, lieber Knabe! Du weißt nicht wie du mir in die Seele redest. Komm' und laß dich drücken an mein Herz! (Er umfaßt ihn mit Liebe.) So sage mir denn klar und vernehmlich von Vater und Mutter und Großvater, alles was du nur sagen kannst! Es geht mich vielleicht an . . . wie . . . wie den Großvater selbst, mein Kind! Aber diese Frau in diesem Häuschen ist deine Mutter doch? — Nein, sie ist es nicht! Deine Pflegemutter, deine Stiefmutter wird sie sein, und deine wahrhafte Mutter liegt begraben in fremden Lande, wo . . .

Häns chen. Ach, was ihr nicht Wunderliches saget da! Nein, nein! der Vater . . . (Er springt auf nach der Hausthüre.) doch da kommt er eben selbst! Grüß euch Gott lieber Vater!

(Konrad tritt aus der Thür.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Konrad.

Die Kinder (an ihm aufspringend.) Guten Abend, guten Abend Väterchen! Bringst du keine Pflaumen von der Matte?

Konrad. (Die Kinder sanft wegschiebend.) Ei ja wohl bring' ich, Kinderchen! Es wird sich zeigen. Geht hinein und sucht einmal, aber wartet bei dem Korbe, bis ich sie zu theilen komme! Ich muß erst den alten ehrwürdigen Mann da grüßen! (die Kinder ab. Zu dem Greise:) Grüß Euch Gott, Nachbar, unter meinem Dache! Nehmt vorlieb bei uns! Meine Frau sprang mir in großem Eifer entgegen, mich zu rufen, als ich halben Weges von meinem Tagewerke kam. Sie bittet mich recht sehr, mit Euch zu sprechen.

Greis. O, warum ist sie nicht selbst zurückgekehrt. Sie muß . . . sie muß . . . (Die Bewegung hemmt seine Rede.)

Konrad. Gönnet Euch Ruhe, lieber Mann! Saget, was euch anliegt, oder wenn es Euch besser gefällt, so fraget erstlich mich. Ihr scheint etwas auf dem Herzen zu haben, das meine Frau angeht. Und auch sie war bewegt, auch sie scheint Gedanken zu hegen von Euch, die schwer auf ihre Seele drücken.

Greis. Ach Gott! hat sie denn nicht klar empfunden, nicht deutlich geseh'n, wie ich schmachte nach meiner Tochter Elisabeth, von der sie . . .

Konrad. Von der sie . . . (den alten Mann ansehend). Ja, sicher, ich ahne . . . ich ahne.

Greis. Laßt mich erzählen, lieber Freund! wenn ich es herausbringe aus meinem alten langsamen Kopf. Aber setzt Euch neben mich, gebt mir Eure Hand, daß ich wieder zusammenhänge mit einem Menschen, der es gut zu meinen scheint!

Konrad. (Die Hand ihm reichend:) Da! von Herzen!

Greis. Ich lebte vor 10 Jahren in Schwarzenbach und war ein begüterter Mann, der eine hübsche Heerde hielt und ein treues Weib hatte, das mir redlich zur Seite stand. Eine Tochter, Namens Elisabeth, war mein einziges Kind...

Konrad. Und als sie 15 Jahre alt war, hattet ihr einen rüstigen Knecht, der Konrad hieß?

Greis. Wie, Ihr wisset um meine Geschichte?

Konrad. Hab' ich denn nicht vor ein paar Jahren auch in Schwarzenbach gelebt! Es wurde mir viel erzählt von dem alten Obmann Leonhard, und wahrlich — (Er besieht ihn), wahrlich Ihr seid es selbst, wenn ich mich recht zu besinnen weiß.

Greis. Ach, freilich bin ich es! Und was erzählte man dort von mir?

Konrad. Ihr hattet die hübsche, tugendsame Tochter, und Konrad, euer Hirtenknecht, gewann sie lieb. Da er aber anhielt um sie, weil sie ihm hinwiederum gut geworden, seiner aufrichtigen Zuneigung wegen, da war Euch seine Armuth ein großer Anstoß und streng hießet Ihr ihn euer Haus verlassen von Stund an, daß er traurig in die Fremde ging, bis er anderwärts durch fleißige Arbeit sich ein Stücklein Geld erwarb.

Greis. Ich habe nicht viel Gutes von ihm vernommen seit dieser Zeit. Er ist am Ende wohl verwildert, wie dem jungen leichtsinnigen Volk in der Fremde zu geschehen pflegt.

Konrad. (Mit Eifer.) Nein, beim Himmel, er ist nicht verwildert! Als er vernahm, (mäßigt sich) — — als er vernahm, daß der Obmann Leonhard seine Frau verloren, daß er eine andere genommen, daß er nach Oberthal gezogen, daß er sein Kind Elisabeth von sich gestoßen und . . .

Greis. Von sich gestoßen! Sage das nicht, junger Mann! Ich habe sie bedauert von ganzem Herzen, aber was konnte ich? Das böse Weib, das ich mir genommen, plagte sie und verfolgte sie und verläumdete sie so, daß ich Schlimmes von ihr glaubte und gern sie wandern ließ,

als sie endlich aus meinem Hause zog. Ich war ein schwacher, schlimm berathener Mann!

Konrad. Und waret doch Vater! waret sonst ein guter und freundlicher Vater!

Greis. Aller Friede war gewichen von meinem Dach. Ich wußte mir nicht zu helfen. Tochter und Frau lagen in Zwiespalt. Ich erkannte freilich, die Stiefmutter trage die allergrößte Schuld; .... aber die Tochter, meint' ich, sollte verträglicher werden unter Fremden: ich wollte nur auf einige Zeit sie draußen sich umhertreiben lassen und dachte, sie müßte lernen Saures ertragen und gehorsam sein ...

Konrad. Nun, sie lebte lange bei ihrer Base zu Schwarzenbach und schrieb ...

Greis. Sie schrieb? sie schrieb? — Wem schrieb sie denn? Eben das war ein Beweis, daß sie hartnäckig und unversöhnlich jetzt auch mit dem Vater grollte, — sie schrieb niemals bis ...

Konrad. Ich schwör' es bei der Wahrheit, sie schrieb zehnmal an den Vater und schrieb selbst an die Stiefmutter!

Greis. O Gott! so hat Dorthe, das entsetzliche Weib, sich zwischen Vater und Tochter gestellt und Jahre lang die Briefe unterschlagen.

Konrad. Sie war fähig dazu; denn sie schrieb endlich vor anderthalb Jahren, der alte Leonhard sei gestorben, er habe seine Tochter verwünscht und enterbt und habe das Seinige halb ihr, seiner Wittwe, halb der Gemeine vermacht.

Greis. Abscheulich, abscheulich! O es fällt wie Schuppen von meinen Augen . . . Ihre Bosheit, . . . und doch . . . meine Gedanken verwirren sich, mein Herz ist in Aufruhr . . . Ein Irrweg um den andern thut sich auf.

Konrad. Die arme Tochter glaubte längst die Liebe des Vaters all erstorben; war betrübt über seinen Tod; blieb wie versteckt, doch arbeitsam und sehr zufrieden bei ihrer Base; verlor auch diese durch plötzlichen Tod und war eben eine rathlose, einsame Waise, als Konrad aus der Fremde zurückkam, und nachdem er sie nun geheirathet, nachdem er noch ein Jahr hindurch im Lande sich einen Wohnplatz mit ihr gesucht . . .

Greis. Nicht so! nicht so! — Sie lief ihm nach. Sie hängte sich ohne Noth an den leichtfertigen Mann und hatte dann Kinder mit ihm. Sie scheint zwar nicht gänzlich entartet zu sein; sie hatte noch eine Freundin hier, durch die sie mich einst ließ um Verzeihung bitten, daß sie Konrad ihre Hand gegeben.

Konrad. Die Freundin wohnte hier und wollte Versöhnung stiften, zwischen Vater uod Tochter. Da ward sie nicht zugelassen zu Leonhard durch die hartherzige Stiefmutter, die den Alten verwahrt hielt, wie einen geraubten Schatz.

Greis. Aber der Alte vernahm doch, daß die Tochter sie abgesendet und — heraus mit der Sprache, junger Mann! — Diese Freundin ist Eure Frau, ist die Hausmutter in diesem Häuschen, hat die Kinder meiner armen Elisabeth nach ihrem Tode . . . (die Wehmuth benimmt ihm die Sprache).

Konrad. Um Gotteswillen, was redet ihr so verwirrt? (Den Vogelschlag aufnehmend und ihm hinhaltend). Erkennet ihr hier den Vogelschlag, guter Vater? Seht doch an das Vögelein unterwärts auf dem Boden! Merket ihr nicht, daß . . .

Greis. Eben das, eben das! Hänschen, der kleine Hirt sagte mir ja, wie er von seinem Großvater sei. O wo ist der Knabe, daß ich ihn noch einmal herzen kann? Der Knabe meiner Elisabeth!

Konrad. (Ruft in das Haus:) Weib, Weib! Hänschen! Kinder!

Greis. Allmächtiger Himmel, was entspinnt sich alles in meinen Gedanken!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Hänschen und die andern Kinder. Endlich Else.

Die Kinder (herauseilend.) Da sind wir, da sind wir! Aber die Mutter darf nicht heraus.

Greis. Hänschen komm an mein Herz, komm lieber Sohn! willst du mich zum Großvater haben? sieh mich an darauf!

Die Kinder, (durcheinander:) O wir Alle, wir Alle! wir sind ja Geschwister zusammen. (Sie umfassen den Alten, der sie küßt.)

Konrad. Ja Kinder, ja! das ist der Großvater, von welchem wir glaubten, daß er gestorben sei und uns vergessen habe und uns so gram gewesen.

Die Kinder. (Heraufspringend.) Juhhe! juhhe! noch einen Großvater bekommen wir!

Konrad. (Zu dem Greise:) Ich aber bin Konrad selbst, euer Schwiegersohn, und bin gesegnet von Gott, fürwahr ein rechtlicher Mann und ganz von Herzen bereit, euerem

Alter beizusteh'n mit Hab' und Gut und That, so viel mir der Himmel beschert.

Greis. (Gen Himmel seufzend:) Ach, du bist gerechtfertiget Elisabeth! — Dein Vater ist versöhnt mit dir. Dein wackerer Mann, deine wohlgearteten Kinder umgeben mich, wie blühende Schosse den alten einsinkenden Mutter-Stamm. O, daß du selbst noch lebtest, daß wir von Angesicht uns verzeihen könnten! und daß nicht auch deine Kinder eine Stiefmutter hätten; eine mildere zwar als du, aber doch . . .

Konrad. Vater, Vater, ich versteh' Euch nicht!

Greis. Elisabeth ist im Elend gestorben... o warum bekennst du mir's nicht unverholen? — Aber Dank, Dank! Du nahmst dir ein zweites und ein gutmüthiges Weib, um für die Kinder meiner Elisabeth Sorge zu tragen, wie sie es um dich verdient!

Konrad. So wurdet Ihr vielleicht auch darin betrogen, armer Vater, daß Euch fälschlich der Tod Elisabeths gemeldet ward?

Greis. Betrogen! wie? betrogen? zwar nur Dorthe versicherte mich stets . . . Gott, soll noch ein zweiter Himmel mir aufgehn vor dem letzten?

Konrad. Ja wohl, lieber Vater! und ein rechter Engel darin. (Er ruft nochmals in das Haus:) Elisabeth! Elisabeth!

Elisabeth. (Aus dem Hause zu des Vaters Füßen hinstürzend). O Vater! Vater! erkennet ihr eure Tochter nicht mehr? Die erste, die älteste, die folgsame, — nicht die entwichene nur. Vergebet, was ich Unrechtes gethan!

Greis. (Er umarmt sie). Kind! Kind! . . . Ich habe dich wieder, ist es möglich? Schmerzenskind! Laß alles Alte vergeben und vergessen sein! und laß dich ansehen, ob du es denn wahrhaft seiest? — Ach, wie trüb sind meine Augen! Wie lang und wie nah muß ich dich betrachten? Und doch wahrlich du bist's! — ich hätte dich nie wieder gekannt.

Elisabeth. Euch aber gütiger Vater! hab' ich erkannt, als Ihr zuerst meinen Namen spracht.

Konrad. Glück und Heil ist meinem Hause wiederfahren, daß ihm der theure Großvater geworden ist! Danken wir alle Gott, der uns diese Wohlthat erzeiget hat!

Greis. Ja, danken wir ihm von ganzem Gemüth und aus allen Kräften! Er hat zuerst diesem Kleinen (auf Hänschen zeigend), das Herz erweckt, daß er mir ebendenselben Vogelschlag als ein Geschenk des kindlichen Mitleidens darbot, den ich vor so vielen Jahren mir selbst verfertiget, und aus dieser freundlichen Gabe ist uns Allen solch ein Segen entsprungen!

Elisabeth. Gewiß, die himmlische Vorsehung selbst hat mich getrieben, ihn von Schwarzenbach, wo er bei der verstorbenen Base stand, als Andenken von Euch hieher zu bringen und ihn getreulich aufzubewahren.

Greis. Ich war auf dem Wege dorthin und wollte nach der seligen Tochter, nach ihren hinterlassenen Kindlein fragen! — Aber siehe, die Todte ist lebendig geworden und leibhaft umfaß' ich sie; und bin nun selber . . . bin selbst der Selige.

Konrad. Ein unbegreifliches Gewebe von Irrthümern und Lügen und seltsamen Zufällen hat uns umstrickt, daß wir nur drei Tagreisen von einander uns alle wechselseitig für todt oder entfremdet hielten.

Greis. Dorthe verstarb vor sieben Monaten höchst unerwartet; und in langem Siechthum, in gänzlicher Abgeschiedenheit, wie ich gelebt, konnte die Wahrheit nicht zu mir dringen. Ich ging im Jammer meiner Verlassenheit aus, sie selber zu finden. Dunkel ahnete mir einiger Trost; denn Dorthe in ihrer kurzen und hitzigen Krankheit schien immer von Elisabeth sprechen zu wollen. Sie begann zwanzigmal und konnte doch nicht ausreden. Ihre Sinne waren umwölkt, daß sie nichts als halbe Sprüche hervorzubringen vermochte;

aber sie schien reumüthig zu sein und mich nach Schwarzenbach zu verweisen.

Elisabeth. So vergebe ihr Gott, was sie böse gemeint! Es ist nun wieder gut geworden und kann unter diesem friedlichen Dach noch Jahre lang besser, besser werden.

Greis. Es kann und wird! Meiner Güter sind zwar nicht viele mehr; Dorthe hat mir vieles für die Ihrigen abgelistet. Aber noch ist Einiges zu retten, und ich will hier, will mit euch es genießen. (Lächelnd zu den Kindern gewandt.) Mein Erstes dann sei, ich bezahle diesen Lieben den glücklichen Vogelschlag.

Die Kinder. O, wir lassen ihn jezt nimmermehr und wollen nichts dafür. Er ist ja den ganzen lieben Großvater werth, den er uns hergebracht.

(Sie tanzen alle um den Stock, wo der Vogelschlag steht, während die Alten Arm in Arm gerührt zusehen.)

Ei guten Tag, guten Tag, guten Tag,
Du lieber Zeisig im Vogelschlag!
Du hast uns den besten Großvater gebracht,
Der Vater und Mütterchen fröhlich macht.

34.

Legende.

(Von Achim von Arnim.)

Mit seinen Jüngern ging unser Herr,
den armen Leuten zu geben Lehr'.
Dieweil die Reichen nicht auf ihn hören,
so muß er sich wohl zu den Armen kehren.
Er kam nach heißem Tage spät
in's Dorf, wo alles schon schlafen thät;
doch kam er bei einer Schmiede vorbei,
in der war noch ein groß Geschrei.
Gleich thät sich der Herr dahin begeben.
Der Schmied sich wollte dem Teufel ergeben:
er hatte ein sprödes und hartes Eisen,
das lies sich gar nicht zusammenschweißen.
Er brannte umsonst die theuren Kohlen
und schrie, ihn solle der Teufel holen
und seine neun Kinder all dazu,
so hätt' er doch endlich ein wenig Ruh!
Er fluchte die Teufel all' aus der Hölle,
den Jüngern ward bang' auf der Schwelle.

Er lies schon den Blasbalg so grimmig blasen,
als hülf ihm der Teufel mit seiner Nasen,
es thät das Feuer so grimmig knacken,
als wollten die Teufel ihn gleich anpacken.
St. Petrus sprach, der hitzige Mann:
„O Herr, thu den in ewigen Bann,
auf daß er die frommen Leut' nicht necke,
die Leut aus erstem Schlaf nicht schrecke!“
Deß lächelt der Herr, zu Petrus spricht:
„Du hast kein Kind, und weißt noch nicht,
wie armen Leuten beim Kindergeschrei,
wenn der Brotschrank leer, zu Muthe sei.
Du ziehst herum und läßt mich sorgen,
wo ich ein wenig Essen mag borgen,
und meinen Segen thue daran,
daß es uns alle sättigen kann.“ —
Dann tritt er zum Schmied ganz freundlich ein
und fragt ihn, was dieses Fluchen soll sein?
Und spricht zu ihm: Sanft, sanft mein Freund! —
Der Schmied in seiner Erhitzung meint,
er hab' ihm gerathen, Sand zu nehmen,
und will sich eilend dazu bequemen.
Am Boden kratzt er ein wenig Sand

und streut ihn auf's Eisen mit seiner Hand,
das in den Kohlen noch roth erglüht.
Er hat sich nicht umsonst bemüht:
es ließ das harte spröde Eisen
sich nach der Glut im Sande schweißen.
Das dankt er dem Herrn mit allen Ehren,
es thät ihn der Sand zum Christen bekehren.
Itzt weiß es ein jeder; doch es erfand
des heiligen Wortes Mißverstand,
man brauche zum Schweißen des Eisens den Sand:
denn alles sich zum Guten kehrt,
was uns die Frömmigkeit gelehrt.

35.

Die Heitre.

(Von Friedrich Schlägel.)

Rede heiter, denke milde,
schwebe still im sanften Gleise,
blühend nach der Blumen Weise;
wie sie duften im Gefilde,
lebe linde, liebe leise!

36.

Reine Güte.

(Von Conz.)

Mancher schönen Freude Blüte,
mancher liebe Mirthenstraus
welkte; doch der reinen Güte
Odem bläs't der Tod nicht aus.

37.

Seligkeit.

Der ist reich und von Gott geehrt,
den seine Hand und Amt ernährt;
noch seliger und reicher der,
der brauchet, was ihm gibt der Herr;
selig, der wider Gott nicht murrt;
selig, wer sündlos Leben führt;
selig, wem Gott die Gnad verleiht,
daß er im Glauben von hinnen scheid't;
der Reichst' und Seligste überall,
wer bei Gott ist im Himmelssaal.

38.

Tugend.

(Von Opiz.)

Tugend ist der beste Freund,
der uns allzeit pflegt zu lieben,
wenn die schöne Sonne scheint
und die Wolken uns betrüben.
Reisen wir gleich hin und her,
über Land und über Meer:
es ist ihr kein Beschwer.

Sie weiß nichts von Menschengunst,
wie es mancher Freund hier machet,
der aus falscher Liebesbrunst
fröhlich klagt und kläglich lachet;
der zwar gut ist von Gesicht
und sich aller Treu verspricht: —
das Herze meint es nicht!

Als das leichte Glücke mich
schien ein wenig zu erheben,

wollte der und jener sich
in den Tod auch für mich geben: —
nun ein kleiner rauher Wind
kaum zu wittern nur beginnt,
ist Niemand, der sich find't.

Doch will ich von meinem Muth
auch das Mindeste nicht schreiten,
und gedenken, daß mein Gut
währen wird zu allen Zeiten:
denn mein Trost in Glück und Noth
hier und da, in Ehr und Spott
ist Tugend und ist Gott.

39.

Wirkungen.

(Von Sophie Richard - Schilling.)

Tugend lohnt,
Großmuth schont.

Hochmuth wähnt,
Trägheit gähnt.
Ehre stützt,
Klugheit nützt.
Demuth glaubt,
Bosheit raubt.
Arbeit schenkt,
Weisheit denkt.
Freundschaft herzt,
Feindschaft schmerzt.
Frohsinn lacht,
Argwohn wacht.
Güte giebt,
Mitleid liebt.
Unschuld traut,
Vorsicht schaut.
Reichthum scheint,
Armuth weint.
Freude küßt,
Sehnsucht mißt.
Ruhe träumt,
Ordnung räumt.
Leichtsinn springt,

Starrsinn zwingt.
Unmuth zehrt,
Sorge wehrt.
Kühnheit wagt,
Feigheit zagt.
Ruhmsucht kämpft,
Friede dämpft.
Treue währt,
Liebe nährt.
Hoffnung spricht:
Laß mich nicht! — —

40.

Die Spinnen.

(Von Hebel.)

Die Spinne ist ein verachtetes Thier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht.

Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus; denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke gerathen will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß? Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen; aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Thier

mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen an ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

2.

Das mag alles gut sein, denkt wohl Mancher, wenn sie nur nicht giftig wären, und lauft davon oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohlbekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Thierchen, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zu Leide. Im Gegentheil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelue wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hie und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rath. Aber sie verzehren auch

jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunend beschwerlich und schädlich werden und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie um's Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter

kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut, und wenn sich Jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voller Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

3.

Daß es mancherlei Thiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nach-Sommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo diese Fäden und Flocken herkommen, nnd machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist, von unzählich viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deßwegen die Spinnen des fliegenden Sommers genennt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch

durch

durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermüthig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantala genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

41.

Die Spinne an's Mägdlein.

Günstig sind die Sterne,
Glück weht her von Ferne:
spinne, Mägdlein, spinne!
Fleis hat Segen inne,
spinne du so fein,
als die Fäden mein!

42.

Die Kinder in der Spinnstube.

(Aus Pestalozzi's Lienhard und Gertrud, s. Lustg. I. S. 357.)

Gertrud hatte die Kinder Rudi's, für die sie dessen sterbenden Großmutter zu sorgen versprochen hatte, alle Tage fast bis zur Nacht in ihrer Stube. Aber es kann niemand glauben, was sie für Mühe mit ihnen hat; sie sind an gar keine Ordnung und keine anhaltende Anstrengung gewöhnt,

und haben ihre Augen, wenn sie sie sollen auf dem Garn halten, immer in den Lüften; und so wird es immer bald zu dick, bald zu dünn, und nie recht. — Es wird auch nie eine Lehrarbeit recht, wenn ein Kind die Augen nicht steif darauf hält, bis ihm der Griff davon in die Hand kommt; und dieser Griff kommt allen Kindern, die nicht wohl erzogen, gar schwer in die Hand.

Und dann führt ein's zum andern; — wenn sie denn ihr Garn so verderbt, zerrten sie noch ganze Hände voll davon ab, warfen es fort in den Bach zum Fenster hinaus und hinter die Hecke; aber Gertrud, die ihnen alle Tage ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald und fragte die Kinder, wie das komme? — Sie wollten läugnen: Aber der Gertrud Heirli sagte dem Liseli: „du mußt jezt nicht läugnen; ich hab' es ja gesehen, wie du aufgestanden und es zum Fenster hinaus gethan hast. — Weißest! ich hab' dir ja gesagt, die Mutter merke es — aber du hast mir's nicht geglaubt!“

Dieses Liseli war aber auch das unartigste von allen, es sagte die schlechtesten Worte von der Welt; selber über die gute Frau, um seinen Geschwistern die Arbeit und Ordnung, zu der sie sie anhielt und die ihm zur Last war, auch zu verleiden.

Es war ihm gar nicht zu viel, zu sagen: sie müßten sich ja fast zu todt spinnen, und sie seien doch jezt reich; es wollte gern, sie hätten es nur, wie da sie noch nichts hatten; sie haben doch auch können ruhig ausschlafen und nicht alle Tag so müssen angespannt sein, wie arme Hunde. Und mit der Arbeit war's immer, wie wenn nichts in es hinein wollte: bald drehete es das Rad so lahm, daß der Faden ihm in der Hand von einander fiel; dann einen Augenblick wieder so stark, daß das Garn so kraus wurde, wie geringeltes Roßhaar.

Wenn ihm Gertrud etwas sagte, so weinte es, so lang sie dastund, und murrete, wenn sie den Rücken kehrte; und dann that es noch den andern zu Leid und verderbte ihnen an ihrem Garn und an den Rädern, was es konnte, damit sie nicht fortkämen, wie es.

Kurz, Gertrud richtete nichts mit ihr aus, bis sie die Ruthe brauchte; da lernte es sitzen und spinnen, und sein Garn besser seitdem machen, und zwar in einem Tage mehr, als sonst in acht.

Ihr Heirli wollte es diesen Kindern von Anfang her immer zeigen, wenn sie es nicht recht machten. Da sie aber größer waren, als er, sagten sie ihm zuerst nur: du kleiner Pfuscher, was wolltest du wissen! — aber sie nahmen's bald

doch von ihm an; er war gar gut und munterte immer den, der rechts und links neben ihm saß, auf; und wenn ein's auch nur ein wenig sauer drein sahe oder das Maul hängte, weil es nicht gehen wollte, sagte er zu ihnen: Ihr müßt nicht solche Augen machen und nicht so ein Maul, ihr lernet es sonst noch viel länger nicht!

Die Kinder lachten meistens, wann er so etwas sagte; dann fuhr er fort: — O wenn ihr es dann könnet, so ist es lustig und geht wie von sich selber!

Ja es wird schon von sich selber gehen! sagten die Kinder. — Und der Heirli sagte: — Wenn man doch kann die Augen zuthun und fortspinnen und recht, so mein' ich, es gehe denn doch fast von sich selber. —

Aber kannst du die Augen zuthun und fortspinnen? sagten die Kinder.

Das kann ich, sagte der Heirli, und da sie es ihm nicht glaubten, sagte er: Wartet nur bis die Mutter aus der Küche im Garten ist, so will ich's euch denn zeigen. — Dann stund er, sobald er die Gartenthüre gehen hörte, auf, ließ sich die Augen dicht bei seinem Rad verbinden, nahm stockblind den Treiber und den Flocken in die Hand und trieb das Rad so munter, wie wenn er beide Augen offen hätte. —

Die Kinder, die um ihn her stunden, sagten alle — Das ist doch auch! das ist doch auch! und hätten ihm bis zu Nacht zugesehen, wie er so blind spann; — aber an drei Flocken so wegzuspinnen, hatte er genug und schüttelte die Binde wieder ab. — Da sagten die Kinder zu ihm: Aber sag jetzt auch, lernen wir's auch so?

Warum auch das nicht, sagte der Heirli; ihr habt ja auch Hände und Augen, wie ich; und dann, setzte er hinzu, ich hab' zuerst auch geglaubt, ich könne es fast nicht lernen, aber da ist es mir einsmal gekommen, ich hab' fast nicht gewußt wie; aber ihr müßt mit den Augen dazu sperbern, wie wenn ihr Sommervögel fangen wolltet.

Dieses Spiel, und was er dazu sagte, machte die Kinder muthiger und eifriger ob ihrer Arbeit.

Ob sie wollten oder nicht, sie mußten spinnen lernen: Gertrud ließ sich keine Mühe dauern; sie verglich ihr Garn alle Tage vor ihren Augen, zeigte ihnen den Unterschied vom Morgengarn und vom Abendgarn und vom gestrigen und vom vorgestrigen; wenn nur ein Faden darin schlechter war, nahm sie ihn über den Finger und hielt ihn ihnen vor Augen.

So viel thut sie an den Kindern; aber sie thut an deren Vater nicht minder; Tag für Tag kommt sie ihm in's Haus,

und wo sie im Stall, im Tennen oder sonst etwas nicht in der Ordnung findet, so muß es ihr recht sein und in der Ordnung, ehe sie wieder zum Haus hinausgeht. Das macht den Rudi so eifrig, daß er allemal vor Neune, um welche Zeit Gertrud mehrentheils ihm in's Haus kommt, in allen Ecken herumlauft, daß sie nichts in Unordnung finde. Er thut noch mehr: er macht sich jezt auch selber wieder in die Ordnung, strählt sich mehr und kleidet sich besser, scheert den Bart zu rechter Zeit ab, und scheint sich jünger, als vor sechs Wochen. Seine Stube, die ein schwarzes Rauchloch gewesen, hat er jezt ganz geweißt und die Löcher in der Wand glatt überstrichen; und am lezten Markt hat er sogar für 10 kr. Helgen (Bilder) gekauft, alle mit schönen Farben: den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes, mit dem Kindlein Jesu, den Johannes, den Kaiser Joseph II. und den alten König in Preußen, und einen weißen und einen schwarzen Husaren, und hat die Helgen am gleichen Abend, da er sie gekauft, noch aufgeklebt und den Kindern gedrohet, daß sie ihm keins mit der Hand anrühren sollten, damit es nicht schwarz würde. Das gefiel der lieben Jugend nicht. Der Heirle, der über alles so ein Wort findet, sagte zu ihm: Du kannst sie doch auch jemand nicht verbieten, sie schwarz zu machen!?

Wem denn? sagte der Vater.

Äh — den Fliegen, erwiederte der Bub; weißest du noch, wie sie der Mutter selig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleitern so schwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darin hat lesen können?

Es ist gut, daß ihr keine Fliegen seid, sagte da der Vater und lachte, man würde euch auf die Hände geben! —

43.

Die Spinnkunst.

In der Vorzeit waren der gebietende und dienende Stand nicht so schroff geschieden, wie bei uns, sondern einander näher gerückt durch das Familienleben. Die Frau besorgte das Hauswesen, daher der Ehrenname: Hausfrau, Hausmutter, der seine schöne ursprüngliche Bedeutung wohl noch nicht ganz verloren hat (aber auch nur schwer und langsam wird ganz wiedergewinnen können).

Eginhard berichtet von Karl dem Großen, daß er seine Töchter fleißig zum Nähen, Spinnen und Weben angehalten

habe. Auch verordnete dieser Kaiser, es solle in den Frauenhäusern auf den Meiereien nie an Wolle, Leinen, Scharlachwürmern, Waid, Seife, Salben u. dgl. fehlen.

Luitgard, die Tochter Kaiser Otto's I. hatte eine silberne Kunkel, die, nach ihrem Tode, in's Stift des heil. Albanus bei Mainz kam, und die Kaiserin Kunigunde verfertigte selbst ihre Wittwenkleider.

Überhaupt lag im Mittelalter die Bekleidung der Hausgenossen den Frauen ob, und daher entstand die Gewohnheit, daß an gewissen Tagen, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten u. s. w. den Dienstmannen bei Hofe Kleider ausgetheilt wurden. Später gab man diese Kleider in der Farbe des Hauswappens und daher kamen die Livreien und Uniformen auf.

Bertha von Burgund, die Tochter des allemanischen Herzogs Burkhard, verfertigte die Kleider ihres Gemahls mit eigener Hand. Als aber eine andere Zeit anbrach und die Arbeit für unschicklich gehalten wurde, so soll das Sprichwort entstanden sein: „die Zeit ist nicht mehr, da die Bertha spann!“

Man hat jedoch von der Entstehung dieses Sprichworts noch eine andere, gar anmuthige Geschichte: „In dem Dorfe Montagna, nicht weit von Padua, lebte einst eine

junge Bäuerin, Bertha mit Namen. Das Mägdlein war schön und von ehrbarem Wandel und im Spinnen that es ihr keine im Dorfe zuvor. Eines Tages trug sie ihr Garn auf den Markt nach Padua zum Verkauf, doch wollte ihr kein Mensch den Preis bezahlen, den sie dafür verlangte. Allein Bertha hatte den Kopf darauf gesetzt, so viel — und keinen Heller weniger. Es traf sich aber, daß um dieselbe Zeit Kaiser Heinrich IV. mit seiner Gemahlin in Padua verweilte. „Wohlan, sagte Bertha, wenn mir niemand gibt, was mein Garn werth ist, so will ich's der Kaiserin zum Geschenk machen! Sie hat gewiß nie einen so reinen, schönen Faden gesehen.“ So geschah es auch und die Kaiserin nahm die Gabe freundlich auf und hatte ihre Freude an dem schönen Gespinnst. Der Kaiser, welcher dazu kam, zeigte gleichfalls sein Wohlgefallen, that mancherlei Fragen an das schmucke Mägdlein, gab ihr hierauf das Garn zurück und sagte: „Geh' heim und binde den Faden an deinem Hause an und umziehe damit so vieles Land, als du kannst: dies Alles schenk ich dir.“ Bertha that nach dem Wort des Kaisers und gewann eine große Besitzung, und sie wurde nachher die Stammmutter der Edlen von Montagna. Wenn in der Folge die Mädchen aus Montagna vom Markte heimkehrten und sich einander fragten, was sie für ihre Gespinnste gelöst, dann

gedachten sie der glücklichen Bertha und sagten: die Zeit ist nicht mehr, da die Bertha spann!

So erzählt der wahrheitliebende Scardeon in seiner paduanischen Geschichte.

44.

Die geistliche Spinnerin.

(Aus Gayler v. Kaisersbergs Chronik.)

„Groß Gnad' und Barmherzigkeit sei mit der hochgelobten und weltberühmten Wittwen Elisabeth, die da gewesen ist eine Herzogin und Landgräfin von Hessen. Wiewohl sie eine Künigin war der Geburt nach, denn ihr Vater war ein Künig zu Hungarn, kam sie doch von Gottes Gnade zu solcher Armuth, daß sie sich mit ihren eigenen Händen mußt' ernähren. Was sie leiblich gesponnen hat, drückt die Historie aus; was sie aber geistlich gesponnen hat, inwendig in ihrer Seel, und wie eine andächtige Seel spinnen soll, darauf will ich meine Rede kehren. Und zur Besserung, wenn ich anseh das Spinnen der Elisabeth, so begegnet mir ein ander Spin-

nen, das sie gethan hat und eine jegliche Seele thun soll. Was ist dasselbe Spinnen? Nichts anders, denn eine ernstliche Betrachtung göttlicher und geistlicher Dinge, wie ein Mensch die Spindel erwischet oder begreift und sie schlägt an das Werk der Kunkel, und heftet mit seinen Fingern an. Also ein betrachtende Seel schlägt ihre Finger an, zu versuchen und zu vernehmen, was Gott anbetrifft. Nun wohlan: was hat gesponnen die andächtige Wittib Elisabeth? Sie hat sich selbst gesponnen einen Mantel inwendig an ihrer Seele mit den Fingern ihrer Betrachtung; mit welchem Mantel sie hat bedeckt all ihre Sünde, in welchem Mantel sie ist erschienen vor dem Angesichte des allmächtigen Gottes und vor allem himmlischen Heer. Was ist dieser Mantel? Er ist nichts anders, denn christliche Lieb', damit bedeckt muß werden alle Sünde; wer dieß Kleid an hat, der wird fröhlich eingelassen in die ewige Seligkeit."

45.

Das Andenken an die Großmutter.

(Aus Pestalozzi's Lienhard und Gertrud; s. Lustg. I. S. 335.)

In des Rudi Stube sinneten die guten Kinder, da sie ihre Geiß unter den Händen hatten, an die liebe Großmutter selig. Da der Vater und alle Kinder so um sie herum stunden, sagte das Nännli: Weist du auch noch Vater, wie die Großmutter gesagt hat, wir müssen noch eine Geiß haben? —

Ja freilich, weiß ich es noch, sagte der Vater. — Und das Kind: Es ist doch auch, wie wenn sie gewußt hätte, wie es gehen würde! So hat sie noch allerlei gesagt, wie es da gekommen ist.

Vergesset es einmal euer Lebtag nicht, was sie zu euch gesagt hat, sagte da der Vater. — Und: — Ich will's einmal meiner Lebtag nicht vergessen, was sie zu mir gesagt hat, erwiderte ihm Rudeli; und dann alle Kinder: — und wir auch nicht, — und wir auch nicht!

Wisset ihr was Kinder? Wir wollen nach dem Nachtessen zu einander sitzen und dann alle Worte zusammentragen, die sie zu einem jeden gesagt; dann will ich's auf einen Bo-

gen Papier aufschreiben, daß ihr's euer Lebtag behalten und lesen könnet.

Das freuete die Kinder gar, daß der Vater ihnen alle Wort aufschreiben wollte, die die liebe Großmutter noch geredet, da sie bald von ihnen weg und in den Himmel gegangen. Sie vergaßen darob fast ihre Geiß im Stall und redeten das ganze Essen über von nichts, als wie sie alle Worte zusammentragen wollten, die sie von ihrer lieben Großmutter noch wüßten.

Der Rudeli sagte da: Gelt, Vater, es ist dann, wie es die Imbli (Bienen) in ihren Korb zusammentragen? Ja, Lieber, es ist dann, wie es die Imbli zusammentragen, wenn wir es so zusammenschreiben, sagte der Vater; — und der Rudeli: gelt Vater, das Papier ist dann der Imblikorb? —

Ja, wir wollen ihn dann so nennen, wenn du es darauf geschrieben hast, sagte das Nännli.

Aber können wir dann auch Honig daraus essen? sagte das Liseli. —

Ja freilich können wir Honig daraus essen, sagte das Nännli und der Rudeli. —

Und der Vater: Ich hoff es zum lieben Gott, der Großmutter Abschied dünke euch besser, als Honig und alles, was ihr essen könnet! —

Ja Vater, sagte der Rudeli, sie ist jetzt im Himmel, und dann ist das, wie Himmelbrot.

So redeten sie bei ihrer Erdäpfelsuppe; und da sie ausgegessen, ging dann der Rudi zum Baumwollen-Mareili, und entlehnte bei ihm Dinte, Feder und einen Bogen Papier.

46.

Der Rosengarten.

(Von L. Uhland.)

Vom schönen Rosengarten
will ich mit Sang euch melden.
Am Morgen lustwandelten Fraun.
am Abend fochten die Helden.

„Mein Herr ist König im Land,
ich herrsch' im Garten der Rosen;
er hat sich die güldene Kron',
ich den Blumenkranz mir erkosen.

So hört, ihr jungen Recken,
ihr lieben drei Wächter mein!
Laßt alle zarten Jungfräulein,
laßt keinen Ritter herein!

Sie möchten die Rosen verderben,
das brächte mir große Sorgen."
So sprach die schöne Königin,
als sie dannen ging am Morgen.

Da wandelten die drei Wächter
gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten stille
und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Weges mit Sitten
drei zarte Jungfräulein:
„Ihr Wächter, liebe drei Wächter,
laßt uns in den Garten ein!"

Als die Jungfrau'n Rosen gebrochen,
da ha'n sie alle drei gesprochen:
„Was blutet mir so die Hand?
Hat mich das Röslein gestochen?"

Da wandelten die drei Wächter
gar treulich vor der Thür.
Die Röslein dufteten stille
und blickten lieblich herfür.

Und kamen des Wegs auf Rossen
drei freche Rittersleut':
„Ihr Wächter, schnöde drei Wächter,
sperret auf die Thüre weit!"

„„Die Thüre, die bleibet zu,
die Schwerter, die sind bloß,
die Rosen, die sind theuer,
eine Wund' gilt jegliche Ros'.""

Da stritten die Ritter und Wächter,
die Ritter den Sieg erwarben,
zertraten die Röslein all',
mit den Rosen die Wächter starben.

Und als es war am Abend,
Frau Königin kam herbei:
„Und sind meine Rosen zertreten,
erschlagen die Jünglinge treu:

So will ich auf Rosenblätter
sie legen in die Erden;
und wo der Rosengarten war,
soll der Liliengarten werden.

Wer ist es, der die Lilien
mir treulich nun bewacht?
„Bei Tage — die liebe Sonne,
der Mond und die Sterne — bei Nacht.“

47.

Die vier Schwestern.

(Von Theodor Körner.)

Es hat eine Mutter vier Töchter gehabt.
Drei waren mit mancherlei Reiz begobt,
die vierte, der Mutter Sorg und Gram,
war aber an allen Gliedern lahm
und konnte nicht gehen und konnte niht sprechen,
das wollte das Herz der Mutter brehen.

Und als sie fühlt, daß es aus mit ihr sei,
da mußten ihr die drei Schwestern geloben, —
beim Vater dort oben, —
des armen Kindes zu pflegen treu.
Drauf ist die Mutter in Frieden
nach kurzem Gebete verschieden.
Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
als wär' das Kind ihr größter Hort;
doch der Armen nimmer die Sprache kam,
und sie blieb an allen Gliedern lahm.
Bis einst ein festlicher Morgen graut,
der die Älteste fröhlich begrüßt als Braut.
Da haben sie erst in später Nacht
an die arme kleine Schwester gedacht.
Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
da richtet das Kind sich zum erstenmal auf
und mit dem Händchen nach oben weis't;
„Lieb Mutter war bei mir und hat mich gespeis't,
„lieb Mutter läßt die Schwestern grüßen!" —
Drauf thät sie auf immer die Augen schließen.

48.

Kannitverstan.

(Von Hebel.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen, gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzu-

reden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnauzig: Kannitverstan! und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaß aus, Gaß ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer

wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehn hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan" war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem

guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Excüse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch gewesen sein, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einst von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte, und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht Acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in

einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff, und an sein enges Grab.

49.

Der Tod und der Schlaf.

(Von Krummacher.)

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Engel des Todes die Erde. Es war Abend. Sie lagerten sich auf einem Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stille waltete rings umher und das Abendglöckchen im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die Abendwinde trugen sie zu den stillen Wohnungen des müden Landmanns. Nun umfieng der süße Schlaf die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege. Der Kranke vergaß seine Schmerzen, der Trauernde seines Kummers, die Armuth ihrer Sorgen; Aller Augen schloßen sich.

Jetzt nach vollendetem Geschäfte, legte sich der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, rief er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O, welche Freude, ungesehen und heimlich wohlzuthun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön unser stiller Beruf! —

So sprach der freundliche Engel des Schlummers.

Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes dunkles Auge. Ach, sprach er, daß ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennt die Erde ihren Feind und Freudenstörer! — —

O, mein Bruder, erwiderte der Engel des Schlafes, wird nicht auch beim Erwachen der Gute in dir seinen Freund

und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder und Boten Eines Vaters?

So sprach er, da glänzte das Auge des Todesengels und zärtlicher umfiengen sich die brüderlichen Genien.

50.

Kaiserin Kunigunde.

(A. d. rhein. Taschb.)

Die heilige Kunigunde war römisch-deutsche Kaiserin und Gemahlin Kaiser Heinrichs des zweiten oder des Heiligen, des letzten vom glorwürdigen sächsischen Kaiserstamme. Ihr Vater war Siegfried, Graf von Luxemburg, der auch, von der sich bis an den Rhein erstreckenden Landschaft der Ardennen, die er angeblich besessen haben soll, Pfalzgraf vom Rhein genannt wird, aber nicht mit seinem Namens- und Rangvetter, dem Gemahle der, dieser Heiligen, wo nicht durch gleichen Stamm, doch durch gleiche Schicksale und Tugenden sehr nahe verwandten heil. Genofeva, zu verwechseln ist. Die Legende nennt den Vater unsrer Heldin einen durch

Weisheit und Kraft ausgezeichneten und, was sich hienach wohl von selbst versteht, der Gottesfurcht ergebenen, auch des Kriegswesens wohlerfahrnen Mann. Seine Gemahlin und Kunigundens Mutter hieß Hadeswiga. Von diesen frommen Ältern ward Kunigunde in heiligen Sitten unterrichtet, sodann aber dem Kaiser Heinrich, als dieser noch Herzog von Baiern war, vermählt, mit dem sie in einer kinderlosen, jungfräulichen Ehe lebte. Ihr Geburtsjahr wird nicht gemeldet, wohl aber, daß sie (es bleibt unentschieden, ob vor oder nach dem Tode ihres Gemahls) sich in das von ihr gestiftete Benediktiner-Nonnenkloster zu Kaufungen, bei Kassel in Hessen, zurückgezogen, den Schleier genommen, dort funfzehn Jahre gelebt und ihr, der Andacht (dem Gefühle und der Übung der göttlichen Liebe) geweihtes und reines Leben, in gedachtem Kloster beschlossen habe.

Nicht nur Muster jeder weiblichen und christlichen Tugend, war Kunigunde auch mit Weisheit so begabt, daß der Kaiser, ihr Gemahl, oft ihres Rathes, selbst in Regierungsgeschäften, sich bediente, die damals freilich noch nicht so verwickelt, also von einer reinen weiblichen Seele füglich zu durchschauen waren. Das Reinigungsmittel solcher Seelen, der Schmerz, fehlte indessen auch unserer Kunigunde nicht. Einstmals auf Anstiften des Satans, der ihre Tugend be-

neidete, wie die alte Legende sich ausdrückt, kam ihre eheliche Treue bei ihrem sie innigstliebenden Eheherrn in Verdacht. Ein solcher Verdacht konnte in damaligen Zeiten, nur durch die Feuerprobe getilgt werden. Auch Kunigunde mußte sich einer Gattung derselben unterwerfen, und im Beisein von Kaiser und Volk mit bloßen Füßen auf glühende Bolzen treten. Diese Probe bestand die heilige Kaiserin durch höheren Beistand. Ihre zarten Füße blieben von der Glut des Eisens unversehrt und ihre Unschuld ward solchergestalt durch die Stimme, die in jeder Brust für die verfolgte Unschuld spricht, vor Kaiser und Reich gerechtfertigt. Der ganze Auftritt ist auf dem Grabmahle zu Bamberg abgebildet, unter dem Kunigunde und ihr kaiserlicher Gemahl dem Tage entgegen schlummern, dessen Bürgin die Liebe, wie er ihr Befreier ist. Noch zeigt man, oder hat wenigstens ohnlängst noch in dem Domschatze des gedachten, vom Kaiser Heinrich gestifteten und reichlich begabten Bißthums, unter mehreren Reliquien Kunigundens, auch jene Bolzen — und auf dem, eine der herrlichsten Aussichten des gesegneten Frankens beherrschenden, Sankt Michaelsberge zu Bamberg die Stelle gezeigt, wo die h. Kaiserin, in einem hölzernen und an Schmucklosigkeit kaum den Wohnort einer Jungfrau aus der niedrigsten Volksklasse verrathenden Gebäude wohnend, durch

den grünen vergänglichen Blütenschleier der Natur in's Auge der ewigen Liebe sah. So wie ihr Leben der stillen Zeit vergleichbar ist, in welcher sich die Natur erst zum Hochzeitfest des Frühlings noch unsichtbar vorbereitet, so fällt auch der Tag ihrer Verherrlichung in eben diesen Abschnitt des Jahres, und die alte Kirche, in deren Namen Papst Innocenz der Dritte, Kunigunden und Kaiser Heinrich den Zweiten im Jahr 1201 heilig sprach, feiert noch jetzt beider Festtag den 3. März.

Der Augustiner Michael Hoier erzählt in seinen tragischen Geschichten, daß vor dem zur Unschuldsprobe Kunigundens angeordneten Gottesgerichte ein fast noch knabenhafter Jüngling, wie vom Himmel gesandt, als Vertheidiger der Kaiserin in den Schranken erschienen sei, mit Kunigundens Ankläger, einem riesenmäßigen Ritter, gekämpft, ihn erlegt und solchergestalt ihre Unschuld vom ungerechten Verdachte gereiniget habe.

51.

Unser Herr am Gotteskasten.

(Von Johann Büel.)

„Als noch verkannt und sehr gering
„unser Herr auf Erden ging,
„und viele Jünger sich zu ihm fanden,
„die sehr selten sein Wort verstanden,"

kam er einst zu Jerusalem in dem Tempel an die Stelle hin, wo der Gotteskasten stand, dem die Gaben zum Troste der Armuth eingelegt wurden. Hier wollte er ansehen, wie die Menschen die Barmherzigkeit, jene Tugend, welche er selbst so innig liebte, in Ausübung brächten. Er setzte sich, um ruhig beobachten zu können, etwas entfernt dem Gotteskasten gegenüber. — Da kam die Gemahlin des Hohenpriesters und legte mit vornehmer Miene einige Goldstücke hinein, und ging vorbei. — Da kamen langbärtig und mit sauern Gesichtern einige von denen, welche der Wittwen Häuser fraßen, aber sehr gewissenhaft den Kümmel verzehndeten. Sie legten viele Silberlinge hinein und ihr stechender Blick, nach Beifall des Volkes und nach Lobe spähend, fragte mit einer Art

von Hohn den Propheten von Nazareth: sind wir nicht eben so barmherzig, wie du? — Einige von dem Hofgesinde des Herodes gaben, weil für eigene Bedürfnisse ihr Gehalt nicht hinreichend sein wollte, zwar weniger, aber doch des guten Anstandes wegen zwei Drittheile mehr, als die Barmherzigkeit ihnen abgedrungen hätte. — Ein wohlbeleibter Öl- und Wollenhändler, der zwar geizig, aber gewohnt war, reiche Olivenärnten und ergiebige Schafschuren für einen Segen des Gottes Israels zu halten, gab eine beträchtliche Gabe, um in dem nächsten Jahre sie mit Hundert vom Hundert aus der Hand des Allmächtigen zurück zu erhalten. —

Endlich kam gebückt und langsam ein altes Mütterchen herangeschlichen, das mit Mühe den Tempelberg hinaufgestiegen war. Es nahete dem Gotteskasten, ohne sich nach Menschen umzusehen; denn seit vielen Jahren sah kein Mensch nach ihm sich um. Aus einem aufgewickelten Knoten seines Kleides zog es jetzt zwei elende Kupferpfennige hervor und ließ sie die Spalte des Kastens hinabfallen zu den Goldstücken und Silberlingen, welche der Kupferpfennige sich geschämt haben würden, wenn sie Menschen gewesen wären. —

Der vornehme Aufseher des Gotteskastens, in der Nähe stehend, rümpfte über die armselige Gabe und über die Geberin zugleich seine Nase. — Das thaten auch ein Paar

junge Hebräer, reiche Herren von der Schule der Sadduzäer, denen alle Gottesverehrung lächerlich war und die nur hergekommen, um die Vorübergehenden zu begaffen. Sie lachten mit leichtsinnigem Spotte über die Alte. — Selbst die Apostel des HErrn sahen mit Gleichgültigkeit auf das Thun der Wittwe, und Judas des Ischarioten Auge blitzte Geringschätzung.

In stiller Größe saß Jesus von Nazareth da. — Mit wehmüthigem Ernste bemerkte er alles, was vorging, und liebreiche Wärme drückten seine auf die Wittwe gerichteten Blicke und sein Lächeln aus. Mit der ihm eigenen Würde wendete er sich an Petrus und an seine Freunde:

„Wißt ihr, wer am meisten gegeben hat in den Schatz „Gottes? Es ist nicht die erhabene Oberpriesterin; — es „sind nicht die stolzen Pharisäer, nicht die zierlichen Hof„leute; — es ist nicht der reiche Wollenhändler! Sie „gaben ohne Liebe; sie gaben aus unreiner Absicht, und von „ihrem großen Überflusse, ohne sich selbst etwas zu versa„gen. — Aber sie, diese Wittwe, selber arm, selbst ent„behrend, dachte diesen Morgen liebevoll in ihrem Kämmer„lein: es könnte noch ärmere, noch leidendere geben, als „ich es bin! Ich will die zwei Heller, die für mein Früh„stück bestimmt waren, hinauftragen in das Haus des Got-

„tes Israels und in seinen Kasten legen zur Erquickung „meiner dürftigen Brüder. — Das ist Liebe! Das ist „Tugend! und Gaben also gegeben, sind köstlich vor mei„nem himmlischen Vater. — Diese Wittwe hat mehr gege„ben, als die Andern alle!“ —

52.

Der Lerchenbaum.

(Von Pellegrin.)

Du, so schlank emporgeschossen,
du im grünen Lichtgewand,
mit den rothen Blütensprossen,
sag, wie hat man dich genannt?

„Lerche heiß' ich, lieber Waller!
Wundert mich, daß du noch fragst,
nicht mir, nach den Sitten Aller,
gleich vertraute Grüße sagst!“

Lerche? Wie mag Lerche heißen,
wer an Wurzeln festgebannt,
nie sich kann der Erd' entreißen,
zu durchzieh'n das blaue Land?

„Glaubst du, daß ich Lüfte scheue?
Mir bekannt ist wohl ihr Lauf!
Sieh, umspielt mit klarer Bläue,
schießt mein hoher Wipfel auf.“

Willst du Lerchen dich vergleichen,
wohl so gieb, nach Lerchenbrauch,
Kunde von des Schnee's Entweichen
und vom ersten Frühlingshauch!

„Wenn die Lerchen droben singen,
laß' ich andre Lerchen hier, —
zart mein junges Grün entspringen,
und man kennt des Maien Zier.“

Wohl an Farben, wohl an Schatten,
aber nicht am süßen Klang,
den die Vöglein ohn' Ermatten
wirbeln ihre Bahn entlang.

„Farben hier und dorten Klänge,
beide hell aus freud'gem Trieb,
grüne Sprossen, Lustgesänge,
hoffnungsvollen Herzen lieb!“

Farb'ge Schwester jener süßen,
heitern Himmelsmelodie,
ja, man soll dich Lerche grüßen,
hoch, frühauf und hell, wie sie!

53.

Die Passionsblume.

(Von Friedrich Kind.)

[Diese Blume, und namentlich die fleischfarbene oder dreiblättrige Passionsblume, deren Vaterland Brasilien, Peru und Virginien ist, wurde im Jahr 1605 durch den Papst Pius V. in Europa bekannt, der sie aus Amerika zum Geschenk erhielt, und aus dessen Gärten zu Rom sie sich auch in andere Länder verbreitete. Ihren Namen empfing sie von

Gläubigen, welche in ihr die bei Christi Kreuzigung gebrauchten Marterwerkzeuge und seine ihm geschlagenen Wunden zu erblicken wähnten; so sollte der in der Blume herumlaufende blaue Kranz — die Dornenkrone; die drei Keulen — die drei Nägel; die fünf Staubfäden — die fünf geschlagenen Wunden vorstellen.]

Was winkst du noch, o Blume!
ob längst dein Tag verschied?
Willst du zu deinem Ruhme
vor Nacht ein Sterbelied?
Steh'n alle hochgepriesen
im Garten auf den Wiesen,
und that der Sänger Mund
von dir allein nichts kund?

Schon hallen leis' die Saiten,
gerührt vom guten Geist,
ich seh in ferne Zeiten, —
der dunkle Vorhang reißt.
Der Heiland wallt auf Erden,
und fromme Kindlein werden
zu ihm im Festgewand
geführt an Mutterhand.

Auch du in ihrer Mitte
trittst vor den Meister hin,
ein Mädchen still von Sitte,
mit gluterfülltem Sinn;
es brennen Aug und Wangen;
von Lust und Schmerz umfangen,
wird tief dein Herz bewegt,
als er die Hand auflegt.

Der ird'schen Liebe Funken,
dir selbst noch unbewußt,
erlischt; auf dich gesunken
ist eine schön're Lust!
Du willst nur seinen Lehren
still lauschen und ihn ehren,
mit kindlichem Vertrau'n
des Höchsten Wunder schau'n.

Und ob du von ihm scheidest,
doch bleibt bei ihm dein Herz.
Du denkst nur ihn und leidest
mit ihm den Todesschmerz.

Du folgst, gleich einem Lamme,
dem Hirt zum Kreuzesstamme,
umschlingst auf wunden Knie'n
das Holz und blickst auf ihn.

Und eh' sein Haupt sich neiget,
entschwindet deine Kraft;
sein brechend Aug' erreichet
dich tief am Kreuzesschaft.
Du flehst: „Laß mich verkünden
dich, der für unsre Sünden
sich selbst zum Opfer bot,
nach meinem frühen Tod!“

Du stirbst, doch selbst im Ende
stellt sich die Liebe dar;
noch winden deine Hände,
dein goldnes Lockenhaar
sich um das Kreuz; es können
die Schwestern kaum es trennen,
die, treu dir zugethan,
dem blassen Leichnam nah'n.

Nicht fern von Jesu Grabe
nimmt dich die Erde auf;
man pflanzt vom Zedernstabe
das erste Kreuz darauf;
alsbald, gleich schwanken Reben,
sieht man ein Reis sich heben,
das flatternd, zart geringt,
den heil'gen Stamm umschlingt.

Und eine blasse Blume
erblühet, ernst und rein;
sie trägt vom Leidenthume
manch Bild im Strahlenschein;
sie blüht nur wenig Stunden,
wird nie verwelkt gefunden,
weil sie den Kelch verschließt,
wenn Dämmrung sich ergießt.

54.

Gott, der Gärtner.

(Von E. M. Arndt.)

Die Erde ist ein Garten
voll süßer Blümelein,
Gott selbst will ihrer warten
und gerne Gärtner sein.
Will ihrer spat und früh
in frommer Treue pflegen,
mit Sonnenschein und Regen
und Thau erquicken sie.

Die erste Blum' vor allen,
das muß die Liebe sein, —
der Menschen Wohlgefallen,
der Engel höchster Schein:
sie ist die Rose roth,
und muß auf Dornen stehen;
sobald die Winde wehen,
ist ihre Schöne todt.

Die zweite, die Gott liebet
nächst Liebe allerbest,
ist, die das Gute übet
und sich nichts merken läßt.
Ihr Name Demuth heißt,
auf Erden auch das Veilchen;
sie blüht ein kurzes Weilchen,
doch kaum die Blüte weißt.

Der Glaube heißt die dritte,
sie duftet nur bei Nacht,
in aller Geister Mitte,
bei voller Himmelspracht:
Da thut das Herz sich auf
der frommen Nachtviole,
wann hell von Pol zu Pole
sich schwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung ist nicht minder
ein liebes Gotteskind,
wohl liebstes seiner Kinder,
die nur hienieden sind.

Schneeblümchen grün und bleich,
holdselig von Gebärden,
du bist ihr Bild auf Erden,
kömmst mit dem Lenz zugleich!

Auch du, die im Gemüthe
beständig ist und treu,
du aller Zeiten Blüte,
mir lieb gegrüßet sei,
Merlblümchen, frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!
Woll' unser Gott uns geben
solche Lieb' zu jeder Stund'!

Und du, die auf dem Throne
des Blumengartens sitzt
und mit der weißen Krone
gleich einem Engel blitzt,
o Lilie, Unschuld süß!
Du winkest lieb uns hinnen
mit Herzen und mit Sinnen
zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Kräuter
hat Gott der Gärtner mehr,
wer sie erzählte weiter,
zählt' wohl den Sand am Meer.
Wie viel er ausgestreuet? —
wie könnt ich alle zählen
die süßen Blumenseelen
im bunten Sonnenkleid?

Sollt ich mir eine nehmen,
die Lilie müßt' es sein,
steht wie ein Geisterschemen
mit hellem Himmelschein;
wehmüthig geht ihr Blick
empor zum Licht der Sterne,
sie wäre, ach wie gerne,
zum Vaterland zurück!

So weiß und so unschuldig,
so züchtig und so traut,
demüthig und geduldig,
die schönste Himmelsbraut,

steht sie und lächelt süß
hinauf zu ihren Sternen,
daß wir uns sehnen lernen
zurück zum Paradies.

O Gärtner, treu und milde,
der alles kann und weiß,
mach mich zu ihrem Bilde,
mach mich so rein und weiß!
Dann kann ich droben froh
als Lilienmädchen kommen,
und unter allen Frommen
in Unschuld blühen so!

55.

Sommerlied.

(Von Hebel.)

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
an der Schmehle schlank und fein
glänzt der Thau wie Edelstein,
und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
tönen im belaubten Reiß,
singen laut des Schöpfers Preiß.
Kirsche, Birn' und Pflaum gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
wenn die milden Lüfte weh'n,
und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
weiße Wölklein steigen auf,
ziehn dahin im stillen Lauf:
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höh'n
wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
überzieh'n den Himmelsbogen
und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her
und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
zucken hin und zucken wieder,
leuchten über Wald und Flur:
bange harrt die Kreatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen, —
wer es hat, und wer's bewachet,
in den Blitz vom Weltgericht
schaut er und erbebet nicht,
wenn der Grund der Erde krachet.

56.

Kunigunda, Gräfin von Bitsch.

Das Städtchen und Schloß Bitsch, das dem Grafen Friedrich von Zweibrücken, ihrem Gemahl, gehörte, wurde (1457) von den beiden Grafen von Lützelstein plötzlich überfallen und, eben des plötzlichen Überfalls wegen, so schnell erobert, daß Graf Friedrich nur kaum noch auf denselben Leitern entrinnen konnte, auf welchen sein Schloß erstiegen worden war. Die Gräfin hatte sich eben zu Lemberg befunden, wohin der Graf nun auch flüchtete; aber beider zwei geliebte Kinder waren dem Feinde in die Hände gefallen.

Da die Gräfin, fährt der Verfasser der Elsäßer Chronik fort, solches hörte, lief sie alsbald von Lemberg mit einer Kammermagd gen Bitsch und begehrte ihre zwei Kindlein zu sehen. Und als sie zur Pforten kam, da war der Graf Wilhelm von Lützelstein daran, der wollte sie nicht hineinlassen und sprach: er hätt's nicht Macht. Da fiel sie ihn an mit ganzer Gewalt und sprach: „Du ehrvergeßner fauler Graf! willst du hinein, so mußt mich auch hineinlassen!" — erwischte ihn beim Bart und zog ein Scheidmesser aus, würde ihn auch erwürgt haben, so er ihr nicht Siche-

rung thät. Also kam sie in die Stadt und sah ihr jüngstes Kind, das sog noch; aber das andere Kind war auf der Burg und neun Jahre alt; das ging sie auch zu besehen. Und sie wollten ihr ihrer Kleinodien einen Theil geben, aber sie sprach: Wollt ihr mir das Mehrtheil nicht wiedergeben (das waren eben ihre Kindlein), so mögt ihr das andere auch behalten! — und schiede also von dannen. — Und Graf Wilhelm wollte sie aus dem Schlosse begleiten; da sprach sie zu ihm: Du und dein Bruder und euere Helfer, ihr habt an euerm Herrn gar verrätherisch, böslich und fälschlich gehandelt: so bist du nicht würdig, mich zu begleiten! — Handelte also und schalt ihn gar übel.

57.

Die Weiber von Schorndorf.

(Von Karl Reinhardt.)

Im leidigen Franzosenkrieg,
dem schlimmsten, wahrlich, sandte
sein Heer der große Ludewig
nach Würtemberg und brannte,
versengt' und plünderte drauf los, —
war das auch gleich nicht eben groß!

Sein

Sein Melak hatte rings umher
das Land rein ausgeplündert,
in Schorndorf nur ward er bisher
zu hausen noch gehindert:
denn Schorndorf fest und wohl bewacht,
trotzt seinem Droh'n und seiner Macht.

„Nun warte, Schorndorf! hab' ich dich,
du sollst das Bad austragen!“
so sprach der Stolz' und trotziglich
ließ er dem Herzog sagen:
„Gieb Schorndorf mir, wo nicht, wohlan,
so zünd' ich morgen Stuttgard an!“

„Gieb, guter Fürst, dein Schorndorf hin,
daß wir nicht alle sterben!
Ein kleinres Übel ist Gewinn,
drum rett' uns vom Verderben;“ —
so fleht in Stuttgard Weib und Mann,
und ach, der Herzog mußte dran!

Ein Junker seines Hofes muß
sofort nach Schorndorf reiten,
des Feindes Droh'n und den Entschluß

des Herzogs anzudeuten:
„Ihr Herren,“ — sprach der Junker — „macht
kein Federlesens, sonst gebt Acht!“

Da rieb sich nun der Magistrat
gewaltig Nas' und Stirne,
durchsucht in Angst um guten Rath
die Fächlein im Gehirne,
rathschlagte hin, rathschlagte her,
der kratzt' am Ohr, am Fuße der.

Indeß war durch die Stadt, wie Flut,
schon ein Gerücht geflossen:
die Übergabe sei so gut
als richtig und beschlossen,
und morgen, mit des Tages Schein,
zieh' unverwehrt der Erbfeind ein.

Da war's ein Lärmen überall,
ein Weinen und Geklage,
als hätte der Posaunenschall
erweckt zum jüngsten Tage!
„Mein Weib und Kind, ach, Alles aus!
Schon brennt mir über'm Kopf das Haus!“

Als alles so im Aufruhr war,
der betete, der fluchte,
im Keller der, und jener gar
sein Heil im Schornstein suchte,
kurz, alles durcheinander lief,
da trat ein Weibchen auf und rief:

„Was? glaubt ihr, was der Junker spricht?
Brav aus laßt uns ihn lachen!
Denn kurz, so dumm seid ihr doch nicht,
dem Teufel in den Rachen
von selbst zu laufen? Dümmer noch,
als dumm von uns wär's wahrlich doch!"

„Ei, wie's so gut der Junker meint:
Macht hurtig auf die Thore!
Wohl mag er sein des Franzmann's Freund
und seiner Louisd'ore!
Rückt nicht von Ulm Succurs herbei?
Zwei Tage noch, dann sind wir frei!"

„Drum Landsverräther alle, die
von Übergabe sprechen!
Mit diesem Arm bekämpf' ich sie

mein Vaterland zu rächen!
Wer denkt, wie ich, versammle hier
sich mit Gewehr und folge mir!"

Hier ging's die Straßen ab und auf,
im Augenblicke waren
versammelt auf dem Markt zu Hauf'
zahllose Weiberschaaren,
mit Ofengabeln in der Hand
zu fechten für ihr Vaterland.

„Her, her du arger Junker her!
dem Feind' willst uns verkaufen?
Heraus, ihr alle, die, wie er,
nach Thor und Schlüsseln laufen!"
So schrie, was schreien konnt'; und d'rauf
gings, marsch! die Rathhaustrepp' hinauf.

Bang ward's den Herren allzumal,
doch bänger noch dem Junker;
bald auf, bald ab rannt' er im Saal,
und dumm, von Schwindel, sank er
so leichenblaß, als vorher roth,
auf einen Stuhl, wie mäusetodt.

Aus breiter Brust erschallte zwar
des Bürgermeisters Stimme;
doch Rednerkunst und Weisheit war
umsonst bei solchem Grimme.
„Schweig!“ — rief die Bürgermeisterin —
„denn sonst, — so wahr dein Weib ich bin!“ — —

„Und kurz, nach Hause kommt ihr nicht
zur wohlgeschmelzten Schüssel,
bis heilig euer Mund verspricht,
zu weigern Stadt und Schlüssel.
Sagt, wollt ihr?“ — „Ja, wir wollen! „rief
Senatus und erseufzte tief.

„Nein,“ — rief ein alter Biedermann —
„zur Schüssel nicht, zum Kampfe!
Weg Mantel und Perück' und dann
hin zum Kanonendampfe!
Seht uns'rer Weiber Heldenreih'n!
Drum auf und laßt uns Männer sein!“

Und flugs besetzt war Wall und Thor, —
Ein Zorn beseelt sie alle.
Und sieh, da zieht am Berg hervor

mit lautem Trommelschalle
Herr Melack, wähnt in seinem Sinn,
er sei so gut, als schon darin.

Als er das Thor verschlossen fand,
statt grad' hineinzujagen,
tobt er und schwur, das ganze Land
im Schnappsack wegzutragen;
doch schickt er erst Trompeter ab.
„Nichts!" donnert's ihm vom Wall herab.

Indessen rückte schnell herbei
Hülfsheer vom Donaustrande,
da setzt' er alle Segel bei
und floh mit Schimpf und Schande;
die Deutschen rüstig hinterdrein
verjagten ihn, bis hin zum Rhein.

Am dritten Tag kein Franzmann war
im Lande mehr zu finden,
und in der Angst vergaß er gar
auch, Stuttgard anzuzünden.
Und alles sprach: „Dies danken wir
den Weibern Schorndorfs für und für!"

58.

„Die dreiste Magd hat viel gewagt."

(Vulpius.)

An dem sogenannten schwarzen Hause, einem der ältesten Gebäude zu Brieg in Schlesien, auf dem dasigen Markte, ist über der Thür ein Gemälde angebracht, welches eine Magd, auf einem Schimmel sitzend, von dem Galgen nach der Stadt fliehend, vorstellt, unter welchem die, in der Überschrift angedeuteten Worte zu lesen sind. Als Kunstwerk hat das Gebild keinen Werth, wohl aber als Alterthum. Die Geschichte, worauf sich dasselbe bezieht, ist folgende: Im Anfange des 17ten Jahrhunderts, als dieses Haus einem Weinschenken gehörte, hatte sich eines Abends eine ziemliche Anzahl von Weingästen versammelt, welche sich von dem und Jenem, zuletzt auch von Gespenstern und umgehenden Geistern unterhielten. Die Magd des Hauses, welche zugegen war, ließ gegen die Gesellschaft die Äußerung fallen: daß sie sich vor keinem Gespenste fürchte und bereit sei, jede Probe deßhalb zu bestehen. Sogleich trat der Scharfrichter der Stadt hervor, überreichte der Magd einen Schlüssel und sagte, daß er nur dann ihre Worte für mehr,

als Prahlerei halten würde, wenn sie mit diesem Schlüssel zum Galgen ginge, die Thür desselben aufschlösse und seine Handschuhe, die er dort vergessen habe, noch in dieser Stunde abholte. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte die Magd in das Verlangen des Scharfrichters und trat schnurstraks ihre Reise an. Es war nahe um die Mitternachtszeit, als sie das Thor der Stadt erreichte. Rings um sie her waltete grauenvolle Stille und nur des Mondes blasser Schein erleuchtete ihren Pfad. Sie kam beim Hochgerichte an und zog schon den verhängnißvollen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor, als sie plötzlich gewahr ward, daß sie seiner nicht bedürfe. Die Thür war bereits geöffnet. Dieser Umstand machte sie stutzig und sie erschrack nicht wenig. Um sich indeß nicht von den, daheim ihrer wartenden, Gästen verspotten und vor der ganzen Stadt lächerlich machen zu lassen, beschloß sie, Alles zu wagen. Festen Schrittes trat sie in den innern Raum des Galgens, und bemächtigte sich der nicht fern liegenden Handschuhe. Indem sie übrigens ihre scheuen Blicke umherwarf, fielen dieselben auf mancherlei Gegenstände, welche bei ihr die Vermuthung erregten, daß das Hochgericht einer Räuberbande zum nächtlichen Aufenthalt diene, die sich wahrscheinlich Gewerbes wegen entfernt habe. Diese Vermuthung wurde noch wahrscheinlicher, als sie beim Heraustreten

einen Schimmel bemerkte, der reich beladen und am Galgen gebunden da stand. Rasch, wie die Jungfrau war, schwang sie sich auf den Rücken desselben, lenkte ihn herum und trabte in höchster Eile nach dem Thore zu. Kaum mochte sie einige hundert Schritte vom Hochgerichte entfernt sein, als die Räuber von ihrem nächtlichen Ausfluge wiederkehrten und Schimmel und Beute vermißten. Sogleich bestieg einer aus ihrer Mitte einen andern Gaul und verfolgte die Spur der Entflohenen, welche in Todesangst gerieth, als sie sehr bald ihren Verfolger dicht hinter sich erblickte. Zum Glücke befand sie sich nahe am Thore der Stadt. Man öffnete dasselbe geschwind, sie schlüpfte hinein und kam wohlbehalten mit ihrer Beute im Weinhause an, wo man über den abentheuerlichen Ausgang des Scherzes nicht wenig staunte.

Einige Tage nachher, gerade an einem Sonntage, als alle Bewohner des Hauses sich in der Kirche befanden, traten zwei reich gekleidete Herren in die Stube und forderten Wein. Die Magd, der eine dunkele Ahnung sagte: daß wohl einer dieser Herren ihr Verfolger sei, stieg in den Keller hinab, um den verlangten Wein zu holen. Auf ein Mal hörte sie Fußtritte hinter sich. Es waren die Fremden, welche ihr in dem Augenblicke im rauhen Baßtone die Worte zuriefen: „Halt, Kanalje, und empfange den Lohn deines

Raubes!“ Kaum vernahm sie die ersten Silben dieses Zurufs, als sie schon das Licht ausblies, durch das ihr genau bekannte Kellergewölbe auf die Straße entschlüpfte, alle Zugänge des Kellers sorgfältig verrammelte und nun spornstreichs zum Rathhause sprang, wo sie den ganzen Hergang der Sache erzählte. Die Obrigkeit traf sogleich dienliche Anstalten, die Räuber wurden festgenommen, verhaftet und genöthiget, ihre Mitschuldigen anzugeben, und die ganze Bande wurde hingerichtet.

59.

Die besonnene Müllerin.

(Gebr. Grimm.)

Zwischen Ems und Wels in Östreich auf einer einsamen Mühle lebte ein Müller, der war an einem Sonntag-Morgen, nach üblicher Weise, mit allen seinen Knechten in die Kirche gegangen und nur seine Frau, die ihre Niederkunft bald erwartete, daheim geblieben. Als die Müllerin so allein saß, kam die Hebamme, gleichsam zum Besuch, zu sehen,

wie es mit ihr stehe. Die Müllerin war ihr freundlich, trug etwas auf und sie setzten sich zusammen an den Tisch. Während sie aßen, ließ die Hebamme das Messer fallen und sprach: „hebt mir einmal das Messer auf!" „Ei, antwortete die Müllerin, ihr redet wunderlich, ihr wißt doch, daß mir das Bücken saurer wird, als euch!" Doch ließ sie's hingehen, hob das Messer auf, reichte es ihr, und wie sie es reichte, noch im Bücken, faßte die Hebamme das Messer in die Faust, zuckte und sprach: „nun gebt mir euer Geld, das baar bei euch liegt oder ich stech euch die kalte Klinge in die Brust!" Die Müllerin erschrak, faßte sich aber und sagte: „kommt mit mir hinüber in die Kammer, da liegt im Schrank, was wir haben, und nehmts." Die Hebamme folgte ihr, nahm das Geld aus dem Schrank, und weil es ihrer Habsucht nicht genug war, suchte sie noch weiter in andern Gefäßern. Diesen Augenblick benutzte die Müllerin, trat schnell hinaus und schloß die Thüre fest zu, und da vor den Fenstern starke eiserne Gitter standen, so wär die Hebamme in der Kammer eingefangen. Nun rief die Frau ihr siebenjähriges Söhnlein und sprach: „eil dich und lauf zum Vater in die Kirche, ich bät ihn, eilends mit seinen Knechten heimzukommen, ich wäre in großer Gefahr." Das Kind lief fort, aber nicht weit von der Mühle traf es auf den Mann

der Hebamme, der verabredetermaßen kam, den Raub fortzutragen. Als er das Kind sah, faßte er's und rieß es mit sich zur Mühle zurück. Die Müllerin, die, ihren Mann erwartend, am Fenster stand, sah ihn kommen, verschloß alsbald die Hausthüre und schob alle Riegel vor. Als der Mann heran war, rief er, sie sollte ihm die Thüre öffnen, und, da sie es nicht that, stieß er wüthend dagegen, und hoffte sie einzutreten. Die Müllerin schrie nun mit allen Kräften zu einem Fenster hinaus nach Hülfe, aber, weil die Mühle zu fern, auch mit Gebüsch umwachsen lag, ward sie von niemand gehört. Indeß wich die Thüre den Stößen des Mannes nicht und da er sah, in welche Gefahr er und seine Frau gerathe, wenn er sich so lange aufhalte, bis der Müller aus der Kirche komme, zog er sein Messer und rief der Müllerin: „wo ihr nicht gleich öffnet, so stech ich das Kind vor euren Augen nieder und zünde die Mühle euch über dem Kopfe an;“ faßte auch das Kind, daß es laut zu schreien anfing. Da eilte die Müllerin und wollte die Thüre öffnen, aber wie sie davor stand, ging ihr der Gedanke durch's Herz, daß der Mörder sie nur herauslocken wolle, um sie selbst und mit ihr das Kind in ihrem Leibe zu tödten, so daß sie ein paar Augenblicke schwankte. Der Mann zauderte nicht, stach dem Knaben das Messer in die Brust, lief

dann um die Mühle und suchte einen Eingang. Da fiel der Müllerin, die von dem allen nichts wußte, ein, sie wollte die Räder in Bewegung setzen, vielleicht lockte das am Sonntag ungewöhnliche Klappern Menschen zu ihrer Hülfe herbei. Der Mörder aber wollte grade durch das stehende Rad in die Mühle sich eindrängen, hatte eben den Fuß auf eine Speiche gesetzt und wäre ohne Zweifel hineingeschlüpft, als in dem nämlichen Augenblick, nach Gottes wundervoller Schickung, das losgelassene Rad anhub sich zu drehen, ihn hinunterschlug und jämmerlich zermalmte.

Bald darauf kam der Müller mit seinen Knechten heim. Als er die Kammer aufschloß, worin die Hebamme gefangen war, lag sie todt auf der Erde und war vor Angst und Schrecken vom Schlag gerührt.

60.

Die Elster und die Nachtigall.

(Von Gleim.)

Elster.

Kleiner Schreihals! sage mir,
wie es kommt, daß Menschen dir
so entzückt den Beifall geben?
Gleichwohl schweigt oft dein Gesang.
Ich, ich schwatze Tage lang
und mich will kein Mensch erheben!

Nachtigall.

Kommt es denn auf's Schwatzen an? —
Dem, der niemals schweigen kann,
wird so leicht kein Lob gegeben.
Du sprichst ohne Unterlaß
immer das und eben das;
und das wird kein Mensch erheben.

F.

61.

Die Geschichte der h. Genovefa.

(Von Friedrich Jakobs.)

Vor vielen hundert Jahren lebte in Trier ein großer und reicher Pfalzgraf, mit Namen Siegfried. Dieser hatte eben die schöne Genovefa geheirathet, die eine Prinzessin und Tochter des Herzog von Brabant war, als

Boten kamen vom Könige von Frankreich mit der Post: die Mauren, die in Afrika wohnen und den mahomedanischen Glauben haben, wären in das Land eingefallen mit Heeresmacht und zerstörten Kirchen und Kapellen und tödeten vieles Volk; da sollte nun der Pfalzgraf Siegfried mit seinen Leuten der Christenheit zu Hülfe kommen. Nach diesem Aufgebote mußte sich der Pfalzgraf von seiner Gemahlin trennen, ehe noch die Flitterwochen zu Ende waren; und die arme Frau war tief betrübt, daß sie nun allein bleiben sollte, und es mochte ihr wohl das große Unglück ahnden, das ihr bevorstand. Doch suchte der Graf sie zu trösten, so gut er konnte, und sagte unter andern auch: sie sollte sich nur zufrieden geben und auf Gott vertrauen. Er lasse sie unter dem Schutze seines treuesten Dieners, des Golo, dem er Alles im Hause unterworfen habe. Der werde sie bedienen und schützen, bis er mit Gottes Hülfe selbst wieder komme.

Leider war das nun ganz anders, als der Pfalzgraf glaubte. Denn der Golo war zwar ein Edelmann und jung und schön und wußte sich auch recht gut und tugendsam zu stellen; aber im Herzen war er ein schlimmer Schalk. Das kam auch bald an den Tag, nachdem der Graf weggezogen war. Denn da Genovefa sehr schön war, so schön, wie nie-

mand sonst im Lande, faßte Golo eine heftige Liebe zu ihr. Genovefa aber war freundlich gegen ihn nach ihrer Weise und sie meinte, weil er ein so treuer Diener ihres Herrn und Gemahls wäre, müßte sie ihm auch hold sein. Da bildete sich der eitle Golo ein, sie liebe ihn auch, und bot sich ihr zum Manne an. Denn er dachte: Hab ich nur erst ihre Einwilligung, so will ich schon Rath schaffen, daß der Mann auf die Seite gebracht wird; und wer weiß, so bekomme ich dann auch das Schloß mit allem Zugehör und das ganze Land. Diese Rechnung aber traf nicht zu. Denn Genovefa war ihrem Gemahl getreu und verabscheute Golo's glatte Worte und wieß ihn streng zurück. Wie das nun mehrmal geschehen war und sie ihm gar drohte, dem Grafen seinen Frevel zu melden, sann er auf schlimme Ränke und sperrte sie in ein Gefängniß ein, indem er ihr schuld gab, sie liebe den Hausmeister mehr, als ihren Gemahl. Und den Hausmeister ließ er auch in Ketten und Banden legen. Denn dieser war mit der Genovefa aus Brabant nach Trier gekommen und war gar ein frommer und treuer Mann. Darum war ihm Golo gram. Wie nun die Gräfin im Gefängnisse war, gab ihr Golo seine Amme zur Wärterin; die brachte ihr nichts als Wasser und Brot, und mußte sie noch überdieß mit Worten quälen, so viel sie nur konnte. Denn Golo dachte:

wenn freundliche Worte sie nicht erweichen, so werden es vielleicht die harten thun. Und mir ist alles recht, wenn ich nur meinen Willen habe. Genovefa aber blieb standhaft und ließ ihn bedrohen, wie er es verdiente. So vergingen sieben Monate, und im achten Monat, nachdem der Graf in den Krieg gezogen war, brachte sie in dem Gefängnisse, wo sie war, ein Söhnchen zur Welt. Und da stand ihr Niemand bei in der großen Noth, und da sie die Amme bat, das Kind in die Kirche zu tragen und es taufen zu lassen, erfüllte das böse Weib auch nicht einmal diese Bitte. Daher taufte es die arme Mutter selbst, so gut sie es konnte, und nannte es Schmerzenreich; und es flossen fast mehr Thränen von ihren Augen auf das liebe Kind, als sie Wasser zum Taufen hatte.

Aber die Mutter wurde darum nicht besser gehalten, sondern wo möglich noch härter. Denn dem grausamen Golo wurde immer bänger wegen des Pfalzgrafen, und je bänger ihm wurde, desto grausamer wurde er auch, weil er noch immer hoffte, ihr so die Einwilligung abzuzwingen. Das war und blieb aber umsonst; und da er jetzt vernahm, daß der Graf bei der Belagerung einer Stadt schwer verwundet worden und krank danieder läge, schrieb er ihm einen Brief und sendete einen listigen Boten ab; und in dem Briefe war

so Vieles und mit einem so ehrlichen Anschein erdichtet, was der Bote noch obendrein bekräftigen mußte, daß der Graf, der in seiner schweren Krankheit nicht recht wußte, was er that, ihm den Befehl zugehen ließ, den Hausmeister hinzurichten und auch das ungetreue Weib nicht zu verschonen. Da nun diese Nachricht kam, war es dem Golo schon recht, und er würde die Hinrichtung gleich vollzogen haben, hätte er sich nicht vor den Hausgenossen gefürchtet, die ihn meist haßten; daher sann er darauf, die Sache heimlich abzuthun. Wie er aber darüber Rath mit der Amme pflog, vernahm das Töchterchen der Amme, das bessern Gemüthes war als seine Mutter, ihr Gespräch, und schlich heimlich zu Genovefens Gefängniß und trat an das Fensterchen, durch das ihr das Brot und Wasser hineingeschoben wurde, und weinte bitterlich. Und da Genovefa das Weinen hörte, fragte sie das Mädchen nach der Ursache. Jene aber antwortete: Euer Elend treibt mir die Thränen in die Augen, weil es um Euer Leben geschehen ist. Denn Euer Herr hat dem Golo befehlen lassen, Euch hinzurichten. Da erschrak die Gräfin sehr, wie man leicht denken kann. Denn ob es ihr gleich so übel erging, so hatte sie doch das Leben noch lieb und ihr Kind noch mehr. Darum frug sie auch gleich: Und was soll dann mit meinem Kinde werden? — Dem Kinde wird es

nicht besser ergehen als Euch, antwortete das Mädchen. — Da weinete nun Genovefa bitterlich und drückte das Kind an ihr Herz und klagte Gott ihre große Noth und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde. Und nachdem sie viel geweint und gebetet hatte, war es ihr doch, als ob einiger Trost in ihr Herz käme, und sie sagte bei sich: Weil es denn nun doch Gottes und meines Gemahls Wille ist, daß ich durch die Bosheit meiner Feinde umkommen soll, so will ich wenigstens Abschied nehmen von meinem Herrn und ihm für die Liebe und Güte danken, die er mir in früherer Zeit bewiesen hat. Und so that sie auch, und schrieb mit einem Stifte auf ein leeres Blatt ihres Gebetbuches allen ihren Dank und ihre Unschuld nieder, und rief Gott zum Zeugen, daß sie in ihrer letzten Stunde, wie sie auch während ihres ganzen Lebens gethan, in Allem die Wahrheit sage. Die letzten Worte des Briefs aber waren: So lebet denn wohl, mein geliebter, wenn auch schon ungerechter und harter Herr! Ich vergebe Euch wegen so vieler Liebe, die ihr mir vormals erwiesen, in dieser meiner letzten Stunde, und weil das Böse, das Ihr mir thun wollt, nicht aus Eurem Herzen kommt, sondern aus fremdem Betrug. Darum bitte ich auch Gott, daß mein unschuldiges Blut nicht über Euer Haupt kommen möge. Möchte doch auch das Blut Eures Kindes, das noch nichts

gegen Euch verschulden konnte, nicht einst Rache rufen gegen Euch. Und wie ich diese Worte mit zitternder Hand und unter vielen Thränen schreibe, so mögen sie Euch einst, wenn Ihr sie leset, Thränen heilsamer Reue entlocken, Euer Vergehen gegen mich damit abzuwaschen. — So schrieb sie und versteckte das Blatt in einem Winkel des Kerkers und bat Gott, daß es einst ihrem Gemahl möchte in die Hände kommen. Und so brachte sie die ganze Nacht mit Gebet und Thränen und der Vorbereitung zu ihrem Tode hin.

Als nun der Morgen fast anbrechen wollte und es noch düster war, öffnete sich die Thür des Kerkers und zwei fremde Knechte, welche Golo gedungen hatte, traten herein, und nachdem sie ihr ein schlechtes Kleid übergeworfen hatten, bedeckten sie ihr das Gesicht, damit sie Niemand kennen möchte. Und so führten sie das arme Weib aus dem Kerker zu dem nahen Wald. Sie aber ging mit dem Kinde auf den Armen und gab keinen Laut von sich; aber ihre Thränen flossen auf den kleinen Schmerzenreich herab, der an ihrer Brust schlief und gewiß nicht ahndete, was ihm bevorstand. Nachdem sie nun in das Dickicht des Waldes gekommen waren, sagten die Knechte, sie möchte sich nun anschicken, den Tod für ihre Missethaten zu dulden. Denn so hatte es ihnen der Golo gesagt. Genovefa aber antwortete: Ich

weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verschuldet hätte; aber weil es so sein muß, unterwerf' ich mich dem Befehle meines Herrn. — Bei diesen Worten wollte sie niederknien. Wie aber die Knechte nach dem Kinde griffen und ein großes und scharfes Messer herauszogen, um diesem den Hals abzuschneiden, raffte sie sich erschrocken auf und fiel den Knechten in die Arme und rief mit beweglicher Stimme: Um Gotteswillen haltet ein und schonet dieses unschuldige Blut! Oder wenn ihr es doch vergießen müßt, so laßt es nur nicht vor meinen Augen sterben, damit ich nicht zweimal den Tod leiden muß. — Da ließen denn jene ab und geboten ihr, ihren Nacken zu entblößen und dem Schwerte darzubieten. Das that sie denn auch, ohne sich zu weigern, und zitternd, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, kniete sie nieder auf die Erde und sagte mit bebender Stimme: Hier bin ich zum Tode bereit! Aber in diesem letzten Augenblicke schwöre ich zu Gott, so gewiß ich in seine Ewigkeit einzugehen gedenke, daß ich nicht gegen meinen Gemahl gesündigt habe, sondern das Opfer von Golo's ruchlosen Ränken bin. Dann wendete sie sich zu den Knechten und sagte: Fürchtet ihr euch denn nicht, eure Hände an mich zu legen? Wisset, daß mein unschuldiges Blut und das Blut meines Kindes euch bei Gott verklagen wird. Dann wird

aller Segen von euch weichen und ihr werdet in Jammer dahin sterben; denn keine Buße wird eure Missethat tilgen. — Und dabei flossen ihr ohn' Unterlaß die Thränen über die blassen Wangen und ihre blonden Locken hingen aufgelös't bis auf die Erde herab, und indem sie die gefalteten Hände und die nassen Augen zum Himmel erhob, war sie wie ein trauriges Bild, das man auch nicht ohne Mitleiden ansehen kann; wie viel weniger also die lebende Genovefa, die so rührende Worte sprach? Das ging nun den Knechten zu Herzen und Gott lenkte ihren Sinn, daß sie die Unschuld der Gräfin erkannten; und nachdem sie sich mit einander besprochen hatten, kehrten sie zu ihr zurück und sagten: Wenn du uns schwörst, die Einsamkeit des Waldes nicht zu verlassen, so wollen wir dich und dein Söhnlein schonen. — Denn sie fürchteten sich vor Golo's Rache, wenn er erführe, daß sie seinen Befehl nicht erfüllt hätten. Darum verlangten sie den Eid. Genovefa schwur auch, wie sie verlangt hatten. Da gingen nun die Knechte von dannen, und nachdem sie ihre Messer in das Blut eines geschlachteten Lammes getaucht hatten, kehrten sie zu Golo zurück und erzählten ihm, wie sie die Frau mit dem Kinde geschlachtet hätten; und da er die blutigen Messer sah, glaubte er ihnen und zahlte den bedungenen Sold.

Als die beiden Knechte von dannen gegangen waren, drückte Genovefa ihren Schmerzenreich mit noch größerer Inbrunst an ihr Herz, weil er ihr zum zweitenmal von Gott geschenkt war, und häufige Thränen flossen von ihren Augen; man konnte aber nicht sagen, ob es Thränen des Dankes für ihre Rettung, oder Thränen des Jammers über ihren elenden Zustand waren. Und nun ging sie immer tiefer in den Wald, wie sie versprochen hatte und ging wohl den ganzen Tag und ruhte nur bisweilen unter einem Baum aus, um ihr Kind zu stillen. Und als die Nacht kam, hatte sie noch immer kein Obdach gefunden, als die Zweige der Bäume und kein Lager als die harte Erde. Auch war die Nacht finster und der Wind braußte durch die Büsche und beugte die Gipfel der Tannen, so daß mancher Baum mit schrecklichem Krachen brach, und die Raubvögel kreischten, und von ferne heulten die Wölfe. —

Genovefa bebte nicht wenig bei so vielen ungewohnten Schrecknissen, aber sie faltete ihre Hände über ihrem Kinde, das auf den Blättern und dem Moose recht ruhig schlief. Und so ging die erste Nacht vorüber, und ging weiter und weiter und so den ganzen Tag Und noch immer hatte sie kein Obdach gefunden und die Nacht ging wieder unter Furcht und Schrecken vorüber und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Als sich aber auch der dritte Tag zu Ende neigte, fand sie in einem engen Thal, wo schwarze Felsen sich fürchterlich aneinander drängten und über einander bauten, in einem der Felsen eine Höhle, von Bäumen umgeben und von Gebüsch verwachsen, das auch von oben über den Eingang herabhing. Gleich daneben rieselte ein klarer Quell über glatte Kiesel und inwendig waren Boden und Wände mit weichem Moose bewachsen. Hier zog sie ein, und nachdem sie Blätter zusammengetragen und sich ein Lager bereitet hatte, dankte sie Gott, der ihr dieses stille Obdach verliehen, und schlief in dieser Nacht, mit ihrem Schmerzenreich an der Brust, so tief und sanft, wie sie kaum eine Nacht in dem Schlosse ihres fürstlichen Vaters geschlafen hatte. In dieser stillen Einsamkeit, abgeschieden von der Welt und von Felsen umgeben, lebte nun Genovefa Tag für Tag und stillte ihren Durst aus der Quelle und ihren Hunger mit wilden Beeren und Eckern, welche die Bäume verloren, und mit trocknen Wurzeln, die sie mühsam aus der Erde zog. Als aber der Winter kam und die Büsche keine Beeren mehr trugen und selbst die armseligen Wurzeln von Schnee und Eis bedeckt wurden, da verging ihr mancher Tag unter unwillkührlichem harten Fasten, und es währte nicht lange, so hatte sie auch für ihr Kind keine Nahrung mehr; denn die Milch blieb ihr

aus. Da war nun ihr Jammer unbeschreiblich, daß sie das Kind sollte verschmachten sehen; und wenn das Kind winselte, rang sie sich die Hände wund und oft wollte sie davon gehen, um nur nicht den Jammer zu hören oder zu sehen, wie es stürbe. Und da sie doch nicht von ihm weg konnte, kniete sie an dem Lager des Kindes nieder und betete aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens und flehte Gott um Erbarmen an. Und während sie noch betete, sieh' da kam eine Hirschkuh und stellte sich zu ihr und strich an ihr hin, wie ein zahmes Thier. Da erkannte sie, daß ihr Gott dieses Thier gesendet habe, und als es sich auf die Erde zu ihr legte, konnte das Kind an ihr trinken, wie an einer Mutter. Und seit diesem Tage kam die Hirschkuh täglich einigemal und tränkte das Kind. Das war des Kindes Nahrung mehrere Jahre lang. Die Mutter aber behalf sich wie zuvor mit magerer Kost, die ihr doch auch bisweilen gebrach; und sie schwand nur so hinweg, daß sie mehr einem Schatten als einem Menschen glich und Niemand mehr wahrnehmen konnte, wie schön sie vordem gewesen war.

In diesem großen Elende war nun Schmerzenreich Genovefens einziger Trost. Mit ihm sprach sie früh und spät und unterwieß ihn in der Furcht Gottes und lehrte ihn beten und die schönsten Geschichten der Bibel erzählte sie ihm; und

so nahm der Knabe wunderbar zu an Verstand und Liebe zu Gott und zu seiner frommen Mutter. Erfreulich war es auch, wie vertraut die Thiere mit ihm waren. Denn da sie ihn immer in dem Walde sahen und er keinem von ihnen Schaden that, gewöhnten sie sich an ihn, und die Vögel setzten sich auf seine Schultern und flogen mit ihm, wohin er ging. Auch Rehe hüpften um ihn her und Kaninchen und Hasen. Ja, es wird erzählt, daß, als ihm sein elendes Kleid, mit dem er aus dem Schlosse verstoßen worden, zu klein worden und auch zerrissen war, ein großer Wolf sich eingefunden mit einem Schaffelle in den Zähnen, und habe das Fell bei der Höhle fallen lassen; wo es dann Schmerzenreich aufgehoben und sich damit bekleidet habe. Dieser Wolf sei auch noch oftmals wieder gekommen und so zahm geworden, daß ihn Schmerzenreich bestiegen habe, wie ein Pferd, und auf ihm herumgeritten sei.

So hatten sie nun sieben Jahre, Sommer und Winter, in dieser elenden Einsamkeit durchlebt und keines andern Menschen Gestalt gesehen oder seine Stimme vernommen. Immer ertrug Genovefa ihr Elend in Geduld, als eine Schickung Gottes, durch die sie des Himmels würdiger sollte gemacht werden; und Schmerzenreich war meist gutes Muths, denn er meinte, diese Einsamkeit wäre die Welt und es wäre

überall nicht anders als hier. Binnen dieser Zeit war nun auch der Graf aus Frankreich zurückgekommen; und Alles was der gottlose Golo früher gegen die Gräfin erdichtet hatte, wiederholte er jetzt mit vielen Zusätzen; wie er denn unter andern hoch und heilig betheuerte, sie hätte vor ihrem Ende alle ihre Schuld bekannt und erklärt, daß ihr recht geschähe, weil sie sich so sehr an ihrem gütigen Herrn und Gemahl versündigt habe. Dasselbe betheuerte und beschwur auch die Amme Golo's; so daß der Graf Alles glaubte und diesen bösen Leuten noch überdieß für ihre Treue dankte. In seinem Herzen aber war keine Ruhe, weder bei Tag noch Nacht. Denn immer stand das Bild der Gemahlin vor ihm, wie er sie verlassen und sie sich so sehr über seinen Abschied gehärmt hatte; und im ganzen Schlosse war kein Ort, wo er nicht ihrer und ihrer großen Liebe gedachte. Da half es auch nichts, daß Golo Feste veranstaltete, um ihn zu erleichtern, Lanzenstechen und Jagden und Schmausereien. Denn, wenn alle Gäste froh und gutes Muthes waren, sah er tiefsinnig vor sich hin und dachte: Wenn Genovefa hier wäre, könnt' ich mich auch freuen. Da geschah es denn eines Tages, daß, als er voll Traurigkeit und Sehnsucht im Schlosse umherschlich und der vergangenen glücklichen Zeiten gedachte, er auch in den Kerker kam, wo Genovefa sich ihm so treu be-

wiesen hatte, und indem er überall umherschaute, fiel ihm ein zusammengefaltetes Blatt in die Augen. Er nahm es auf, entrollte es und erkannte die Handschrift seiner Gemahlin. Wie er nun las, was sie geschrieben hatte, wie sie mit rührenden Worten ihre Unschuld vor Gott betheuerte und ihm Golo's böse Anmuthungen enthüllte, und ihm sein ungerechtes Bluturtheil verzieh und zu Gott für ihn bat, da erkannte er mit Einemmal die gottlosen Ränke seines Dieners und seine eigene Verblendung, und es wurde ihm dunkel vor den Augen und er meinte, das Herz müßte ihm vor Zorn und Jammer brechen. Er befahl auch sogleich, den Golo zu binden und vor ihn zu bringen. Da dieser aber, nach seiner wilden Weise, im Felde umherjagte, eilte ein ihm ergebener Diener sogleich hinaus und warnte ihn, daß er nicht heim käme; worauf denn Golo sein Roß unverzüglich nach den Wald hin lenkte, um sich dem Zorne seines Herrn zu entziehen. Denn es war ihm jetzt, als ob seine letzte Stunde geschlagen hätte, und sein Gewissen sagte ihm, was er mit seinen Missethaten verdient habe.

Da nun Golo nicht zurückkam, wurde der Kummer des Grafen noch größer, daß ihm der entronnen war, durch dessen Strafe er den Tod seiner unschuldigen Gemahlin hatte versöhnen wollen, und er kehrte allen seinen Zorn gegen sich selbst.

Einsmals sah er auch des Nachts im Traum den Hausmeister, welchen Golo hatte ermorden lassen; und dieser bekräftigte Alles, was Genovefa in ihrem Briefe geschrieben hatte. Ein andermal sah er auch seine Gemahlin selbst, umherirrend, wie ein Schatten und von reißenden Thieren umgeben. Da fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf und befahl, ihm sein Roß zu satteln; und als es gesattelt war, jagte er in den Wald hinaus und seine Diener folgten ihm nach. Nicht lange war er geritten, so sprang eine Hirschkuh vor ihm auf. Er verfolgte sie, und indem das behende Thier immer weiter und weiter flieht und der Graf es ohn' Unterlaß verfolgt, kömmt es endlich zu Genovefens Höhle, schlüpft durch das Gesträuch und verbirgt sich im Innern. Gleich springt der Graf vom Pferde und dringt durch die Büsche nach, und indem er in die Höhle schaut, erblickt er die Hindin, die sich auf dem Moose niedergethan, und ein menschliches Wesen neben ihr, dessen Blässe ihm aus der Düsternheit furchtbarer und gespenstartig entgegen scheint. Auch glaubte er wirklich, es wäre ein Geist, bezeichnete sich mit dem Kreuze und sagte: Wenn du von guter Art bist, so nenne dich mir und komm heraus! Da erkannte Genovefa die Stimme ihres Gemahls und auch in dem Tageslichte seine Gestalt und sagte bebend: Ich bin ein armes Weib und fast bloß. Darum gebet mir

eines von Euern Kleidern, damit ich zu Euch herauskommen kann. Auf diese Worte warf ihr der Graf seinen Mantel zu und sie hüllte sich darein und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuhe waren längst zerrissen — und die Hirschkuh begleitete sie nach ihrer Weise und stand ihr zur Seite. Und da sie heraustrat, war es dem Pfalzgrafen, als ob er sie kennen müßte, und es ging ihm ein Schauder durch Mark und Bein; aber er erkannte sie nicht und fragte nur mit Hast, wer sie denn wäre, daß sie in dieser furchtbaren Wildniß lebte. Da antwortete sie mit niedergeschlagenen Blicken: Ich bin aus dem Brabanter Lande und habe vormals bessere Zeiten gesehen. Ein schlimmer Verdacht meines Eheherrn hat mich in diese Wüste getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem seiner Diener Macht über mich, daß er mich tödten sollte. Aber Gott lenkte das Herz der Schergen, daß sie sich meiner erbarmten und meines armen Kindes und mir das Leben gönnten. Da entsetzte sich der Graf noch mehr und begehrte mit zitternder Stimme ihren Namen zu wissen. Und da er den Namen Genovefa und auch den seinigen hörte; fiel er wie sinnlos zur Erde, und es währte lang, eh er sein Gesicht erheben und sie anschauen konnte. Und da er sie endlich anschaute, und das blasse abgezehrte Angesicht sah, das vordem so blühend und schön ge-

wesen, meinte er zu verzweifeln. Da sie nun seinen großen Jammer sah, trat sie zu ihm, redete ihm mit freundlichen Worten zu und bat ihn aufzustehen. Er aber blieb auf seinen Knien und klagte sich mit bittern Thränen und aufgehobenen Händen seiner Missethat an und gab sich zu jeglicher Buße bereit, wenn sie nur sage, daß sie ihm vergeben wolle. Da dachte sie nun nicht mehr an seine Schuld, so schwer sie auch war, sondern nur an seine Reue, und sein Jammer ging ihr so zu Herzen, daß sie vor Thränen nicht sprechen konnte. Sie reichte ihm also die abgezehrte Hand und beugte sich über ihn, und da sie endlich sprechen konnte, beschwor sie ihn, sich nicht zu betrüben und sagte: Das Herz bricht mir, wenn ich Euch, meinen Herrn, so jammern sehe und Euch die Zähren über den Bart laufen, der vor der Zeit grau geworden. Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für so strafbar hieltet, sondern derer, die Euch mit ihren Netzen umstrickt hatten. Darum hab' ich Euch auch längst von Herzen vergeben, und sag' es Euch jetzt mit der alten Liebe, daß ich Euch all mein Elend verziehen habe. Möge uns Gott eben so unsere Schulden vergeben und seiner Gnade würdig machen. — Und während sie so sprachen, kam Schmerzenreich aus dem Walde, mit Wurzeln in der Hand, die er zur Mahlzeit gesammelt hatte, und da er den frem-

den Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf aber erkannte gleich an der Ähnlichkeit der Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an seine Brust und konnte vor Freud und Leid nichts Anders thun, als ihn küssen und sagen: O mein geliebtes Kind! o mein theuerer Sohn!

Und wie das so eine Weile gedauert hatte, blies er in sein Horn und rief die Jäger und Diener zusammen; und wie diese kamen, sahen sie wohl, daß sich mit ihrem Herrn etwas besonderes zugetragen habe; wer aber die blasse und abgezehrte Frau und wer der Knabe wäre, der in die Schafhaut gewickelt mit nackten Füßen bei ihm stand, wußten sie nicht; sie konnten es auch nicht rathen, bis er es ihnen sagte. Da war denn ein großes Verwundern, daß sie die wiedersahen, die sie für todt gehalten hatten; und als sie gar hörten, wie es ihr ergangen, und wie sie so wunderbar erhalten worden, war ihr Staunen noch größer, und Niemand konnte sich der Thränen enthalten, so über ihr Elend, als über Gottes Wunder und die Wege seiner Gerechtigkeit. Und nachdem sie Alle in die Höhle gegangen und das harte Lager betrachtet, auf dem ihre Fürstin sieben lange Jahre, so Winter als Sommer, zugebracht hatte — wobei man denn nichts als Schluchzen und Weinen hörte — und nachdem sie

mit ihr an dem Altar gebetet hatten, der von ihren eigenen Händen aus Steinen und Moos erbaut worden war, kehrten sie desselben Tages nach dem Schlosse zurück, die Gräfin in einer Sänfte, der Graf zu Roß neben ihr, und Schmerzenreich auch zu Pferd mit einem der Diener. Da war es nun wunderbar zu sehen, wie auch die Hirschkuh mit ihnen zog und die Vögel um und über den Schmerzenreich her flogen, so weit der Wald ging. Als aber der Wald aufhörte, blieben die Kaninchen und Hasen unter den Büschen, die Vögel aber ließen sich auf die Gipfel der Bäume nieder und schauten ihm lange nach, und man konnte wohl wahrnehmen, daß sie den Knaben ungern scheiden sahen. Auch er nahm wohl ungern von ihnen Abschied und sah sich oft nach ihnen um und rief: Lebt wohl, lebt wohl! Aber so lieb ihm auch die Vögel und Thiere waren, mit denen er in der Einsamkeit gespielt hatte, so war er doch mehr erfreut, Menschen zu sehen und mit Menschen zu sprechen; und da auf die Nachricht von Genovefens Wiederkehr eine Menge von Leuten herbeiströmte, und unter diesen auch Kinder, die seines Alters waren, so vergaß er leicht den Wald aus Freude über die neuen Gespielen.

Den Golo aber trieb sein böses Gewissen noch lange in dem Walde herum, und er fürchtete sich vor dem Zorn des

Pfalzgrafen, fast noch mehr aber vor sich selbst. Daher irrte er wie wahnsinnig in der Wildniß umher und stieg oft in finsterer Nacht auf die steilsten Felsen mit Lebensgefahr. Und als Genovefa wieder gefunden war, kam ihm die Nachricht davon, ich weiß nicht wie, zu Ohren, und er meinte, er würde Ruhe haben, wenn er sie noch einmal in seinem Leben sähe. Er schlich also aus dem Walde heraus nach dem Schlosse zu und hielt sich da in der Nähe versteckt, bis er sie eines Morgens am Fenster erblickte. Als er nun ihr blasses und abgezehrtes Angesicht sah, fiel ihm die ganze Last seiner Bosheit wie ein Felsen auf das Gewissen, und er entsetzte sich so, daß die Kniee unter ihm zusammen brachen und er anfing laut zu heulen, wie ein wildes Thier. Da liefen denn die Leute herbei und erkannten ihn; und der Graf ließ ihn binden und Gericht über ihn halten. Ob nun gleich Genovefa aus großer Güte ihres Herzens für diesen Bösewicht bat, wurde er doch von allen Richtern zum Tode verurtheilt und an derselben Stelle hingerichtet, wo er Genovefen hatte ermorden lassen wollen.

Im Lande war nun große Freude und die Leute sprachen lange von nichts als von der frommen Genovefa und ihrem Schmerzenreich, und wer es nur bewerkstelligen konnte, suchte sie zu sehen. Wie glücklich aber der Pfalzgraf war und wie

eifrig bemüht, die alte Schuld durch noch größere Liebe auszutilgen, ist mit Worten nicht auszusprechen. Allein dieses Glück dauerte nur kurze Zeit. Denn nach drei Monaten wurde Genovefa krank; so krank, daß sie gleich ihr herannahendes Ende fühlte. Darum nahm sie auch bald Abschied von den Ihrigen, besonders aber von ihrem Gemahle und ihrem Sohne, dankte beiden für ihre große Liebe, tröstete sie und ermahnte vornehmlich ihren Schmerzenreich, die Wunder, die Gott an ihm gethan, durch ein frommes Leben zu verherrlichen. Dann schlief sie unter Gebeten ein, und als sie zu Grabe getragen wurde, die Priester mit den brennenden Kerzen voran, und hinter dem Sarge der Pfalzgraf in tiefer Trauer und Schmerzenreich an seiner Seite und vieles Volk hinter ihnen, ging auch die treue Hirschkuh mit tiefgesenktem Kopfe neben dem Sarge her. Und als dieser in der Kirche in die Gruft gelassen wurde, sah sie ihm mit unverwandten Blicken nach, legte sich dann an die Thüre der Kirche, und da sie kein Futter mehr nahm, starb sie in wenigen Tagen und wurde unter einem Baume auf dem Kirchhof eingescharrt.

Der Jammer des Pfalzgrafen war nun unbeschreiblich. Am Tage hatte er keine Ruhe und Nachts keinen Schlaf, und es kam ihm bisweilen vor, als drücke ihn die Last der alten Schuld noch mehr als vordem, weil er nun nichts mehr

thun konnte, um seiner armen Genovefa Liebe zu zeigen. Wie nun Schmerzenreich die tiefe Betrübniß seines Vaters sah, wußte er ihn doch, so klein er auch war, mit klugen Worten zu trösten, indem er sagte: seine fromme Mutter hätte sich ja zu aller Zeit nach dem Himmel gesehnt und ihr voriges Elend als eine Vorbereitung dazu angesehen; darum soll er sich doch nicht so betrüben, da ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Vielmehr habe sie ihnen ja durch ihren gottseligen Tod den rechten Weg zum Himmel gezeigt. — Nun erfreute es zwar den Grafen, daß der Knabe so klug und fromm sprach; aber den Schmerz konnten ihm diese Reden doch nicht von dem Herzen nehmen. So gieng er denn eines Tages in seiner tiefen Betrübniß in den Wald, in welchem Genovefa die sieben Jahre des Jammers und Elends durchlebt hatte, und kam bis zu dem Felsenthale und in die enge Höhle und legte sich hier auf das Lager, wo sie sich so oft gehärmt hatte, und bedachte da alles ihr Elend und seine eigene Schuld und weinte lang und bitterlich. Endlich schlief er ein. Da kam es ihm vor, als ob er seine Genovefa sähe in aller ihrer vormaligen Schönheit, und alle Herrlichkeit des Himmels war um sie her und die Engel stiegen auf und ab, und sie sah mit seligen und verklärten Blicken darein. Dann neigte sie ihr liebes holdes Gesicht zu ihm und bot ihm

die Hand, und er meinte, sie zöge ihn zu sich hinauf. Und als er erwachte, fühlte er eine solche Freudigkeit in sich, als er noch nicht gehabt hatte; und weil ihm der Ort so tröstlich gewesen war, beschloß er auch, hier zu leben und zu sterben und, wo die Höhle war, eine Kirche zu bauen. So that er denn auch; verließ sein Schloß und Land und lebte hinfort als ein Einsiedler in dem Felsenthale.

Nachdem die Kirche im Walde gebaut war, wurde der Leichnam Genovefens dahin getragen, damit sie künftig an derselben Stelle ruhen möchte, wo sie so lange geschmachtet hatte. Und wie der Sarg durch den Wald getragen wurde, beugten die Bäume ihre Gipfel nach ihm zu und ließen ihre Blüthen darauf fallen, und die Vögel flogen von allen Seiten zu und sangen von allen Zweigen herab. Auch andere Thiere kamen, wie sie früher gethan hatten, und begleiteten den Sarg bis an die Kirche.

Schmerzenreich aber wollte nun auch nicht mehr ohne Vater und Mutter in der Welt mehr leben, sondern zog zu ihm in die alte Einsamkeit und erfreute ihm lange durch seine Klugheit und Frömmigkeit. Und als sein Vater gestorben war, blieb er dennoch hier und besprach sich mit den Leuten, die zahlreich zu der Kirche wallfahrteten, und belehrte und ermahnte sie und diente Gott so lang als er lebte.

Noch ist folgendes nachzuholen, was gar anmuthig ist: Als Genovefa zum Tode geführt wurde, kam sie über einen Fluß. Da zog sie, auf der Brücke stehend, ihren Trauring vom Finger und warf ihn in das Wasser, indem sie sagte: So geb' ich meinem Herrn seine Treu und sein Versprechen zurück; so ist seine Blutschuld geringer. — Und als sie wieder gefunden war und nach dem Schlosse zurückkehrte, und wieder an dasselbe Wasser kam, da traten zwei Fischer zu dem Pfalzgrafen und verehrten ihm einen großen Fisch, dergleichen Größe noch Niemand gesehen hatte. Der Graf nahm den Fisch dankend an und befahl, ihn zum Mahle zuzurichten. Und da man ihn aufschnitt, fand man den goldenen Trauring darin, und es war eben, als ob sie nun von neuem vermählt worden wären.

62.

Das alte Mütterchen.

(Von St. Schütze.)

Im halb verödetem Ritterschloß,
da wohnt im ragenden Erdgeschoß
ein Mütterchen ganz allein;
sie sitzt am schnurrenden Rade gebückt, —
beim schimmernden Lämpchen der Wandrer erblickt
noch spät den dämmernden Schein.

Ihr glimmt kein Feuer auf wärmendem Herd;
es bringt, was die rufende Stimme begehrt,
ihr drinnen nicht Magd noch Kind;
die Armuth hält die Wach' an der Thür,
der spät besuchende Nachbar hier
ist draußen der braußende Wind.

Nicht tragende Gärten, nicht Feld, noch Flur,
es nähren die regsamen Hände sie nur:
drum blieb ihr Stübchen so leer;
ihr Hüttchen verlor sie in Kriegesbrand,
das Unglück hat sie, das Glück gekannt,
nun fürchtet und hofft sie nicht mehr.

Doch einst, da rasselt's im nahen Wald,
und fern in der Nacht das Posthorn schallt
heran mit munterem Klang;
am Thore das rostige Eisen klirrt,
und näher den leuchtenden Fenstern irrt
des Fußtritts heimlicher Gang.

Es klopft an die Thür, es tritt herein
und flimmert wie Sterne mit funkelndem Schein
und spricht mit freundlichem Ton:
„Um Obdach bittet ein reisender Mann,
um Obdach, Mutter!“ — da schaut sie ihn an,
und sieht aus der Ferne den Sohn.

Noch glaubt sie der himmlischen Freude nicht
und geht und löset am dämmernden Licht
den Docht mit zitternder Hand;
da bricht es wie leuchtender Tag herein,
es standen die Diener mit Fackelschein
und silbern strahlt ihr Gewand.

Nun hält sie die stürzenden Thränen nicht mehr,
umarmt ihn und herzt ihn und freut sich so sehr,
es dünkt ihr in lärmender Nacht,

als hätten die Hallen sich wieder erbaut,
als stünden die Säle mit fröhlichem Laut,
wie einst, in der Fülle der Pracht.

„Bei Mütterchen bleib ich“, so sprach ihr Sohn
und rief am dämmernden Morgen schon
die rüstigen Zimmerleut',
die richten aus Trümmern ein stattliches Haus
und füllen mit schallenden Sälen es aus,
für fröhliche Tage bereit.

Dort wohnt nun die Mutter im prangenden Schloß,
doch hat sie erwählet im Erdgeschoß
das trauliche Kämmerlein;
da zündet sie nächtlich das Lämpchen an,
das ladet nun jeglichen Wandersmann
in's Schloß zu Mütterchen ein.

63.

Die Katzen und der Hausherr.

(Von Lichtwer.)

Thier' und Menschen schliefen feste,
selbst der Hausprophete schwieg,
als ein Schwarm geschwänzter Gäste
von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
stimmten sie ihr Liedchen an,
so ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
schlug den Takt erbärmlich schön,
und zwei abgelebte Kater
quälten sich, ihm beizusteh'n.

Endlich tanzen alle Katzen,
poltern, lärmen, daß es kracht,
zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
in dem finstern Saal herum,
schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
wirft ein Dutzend Schalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
stürzt im Fallen auf die Uhr,
und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

64.

Der Staar und die Ringeltaube.

(Von Pfeffel.)

Der Pfau bekam in seiner Laube
vom Staar und von der Ringeltaube,
als Schutzherr, einen Staatsbesuch.
Der Pfau begegnete dem Paare
mit vieler Huld, zumal dem Staare.
Kein Wunder; wie ein Ritterbuch
sprach dieser zum Gesell'n der Götter,

dem er verschmitzt den Kutzen strich.
Die Taube schwieg. Das Paar entwich,
der Staar warf noch dem hohen Vetter
zehn Knickse zu. Dann wandt' er sich
zum Täubchen: Gott behüte mich!
Der Pfau ist doch nicht auszustehen!
Ich kann nicht ohne stillen Graus
des Gecken eckle Füße sehen,
und fängt er vollends an zu krähen,
so bricht mir gar der Angstschweiß aus.
„Ich habe nicht darauf geachtet,"
versetzt die Taube; „stumm entzückt
hab ich den edeln Wuchs betrachtet,
womit ihn die Natur beglückt.
Wer wird von seinem Kleid nicht angezogen?
Die Blumen und der Regenbogen
sind kaum so prächtig ausgeschmückt."
Hier unterbrach die gute Seele
sich selber. Fort war Junker Staar.
Die Bosheit nimmt nur unsre Fehle,
die Unschuld nur das Gute wahr.

65.

Der Rabe und die Pfauen.

(Von Gleim.)

Auf eines Fürsten Hof gieng eine Heerde Pfauen;
ein Aufzug, welchen anzuschauen
kein Auge müde ward; denn jeder trug sein Rad
mit Farben, wie sie nur der Regenbogen hat.

Aus den emporgetragnen Rädern
entfielen wunderschöne Federn.
Ein Rabe las sie auf und schmückte sich damit
und ging mit abgemeßnem Schritt
in die Versammelung der Pfauen
und brüstete sich auch und ließ sich auch beschauen.

Allein, man kannt' ihn alsobald;
nahm ihm zum Theil die fremde Zierrath ab,
biß ihn gelinde, gab
dem armen Schelm die vorige Gestalt.

So leicht gestraft ging er mit großen Freuden wieder
in die Gesellschaft seiner Brüder.

In dieser aber kam er noch weit übler an;
denn sein Vergehen war den Raben kund gethan.

Sie stellen sich um ihn, sie lachen, spotten, schrei'n:
„Herr Pfau! Herr Pfau! Herr Pfau!“
Sie hauen auf ihn ein
und raufen ihm, einmüthig mit Gewalt,
die eignen und die fremden Federn aus.
Der arme Schelm entflieht in seines Nachbars Haus
und rettet sich, allein in kläglicher Gestalt.

66.

Der Pfau und das Haushuhn.

(Von Krummacher.)

Ein eitler Pfau sprach einst zu einem Huhn:
„Ein Jeder schaut mich mit Bewundrung an;
allein, wer hätte nicht auch etwas auszusetzen?
Der eine tadelt mein Geschrei, ein andrer sagt,
mein Schenkel sei nicht schön,

anstatt am Glanz sich zu ergötzen,
womit mein Schweif im Sonnenschein so herrlich prangt.
Wie kann man so vermessen und ungerecht in seinem Urtheil sein?
Man sollte dankbar sich des Schönen freu'n!"
Mein lieber Pfau, fiel ihm der Haushahn ein,
man würde gern Geschrei und Füß vergessen,
allein du willst gepriesen sein
und jedem mit Gewalt gefallen,
und so, mein Freund, mißfällst du allen.

67.

Die Biene und die Bremse.

(Von Kazner.)

Eine Biene gab einst bei der Arbeit von mehrern Bienen eine Zuschauerin ab.

„Hm! fing sie endlich an zu summen: was dieses für ein steifes, gezwungenes, langsames Geschäfte ist! Zu was nützt es nun, alles so abzuzirkeln, so sorgfältig einzutheilen, so übertrieben reinlich zu machen? Ihr würdet in der Zeit,

die

die ihr mit dieser unnöthigen Ordnung verliert, zehnmal ein- und ausfliegen können."

„Störe uns nicht, meine Freundin! erwiderte eine Biene: Unordnung scheint nur zu fördern, und ist am Ende der größte Zeitverlust. Aber die Hälfte seiner Arbeit hat derjenige gethan, der sich frühzeitig an Ordnung gewöhnt.

68.

Die Sonne und der Wind.

(Von Camerarius.)

Einst stritten sich die Sonne und der Wind, wer von ihnen beiden der Stärkere sei, und man ward einig: derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nöthigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte den Mantel nicht mehr länger auf seinen Schultern zu erdulden. Er warf ihn ab, und erquickte sich im Schatten eines Baums, indeß die Sonne sich ihres Siegs erfreute.

69.

Gärten im Meeresgrunde.

(Mgbl?)

Das Meer ist die eigentliche Welt der Wunder. Es bietet Erscheinungen, von denen man auf dem festen Lande nichts Ähnliches findet; nirgends entfalten sich die Zaubereien und Wunderspiele der Natur in wundersamern Formen als hier.

Das Seewasser ist in der Regel wenig durchsichtig; allein es giebt hin und wieder auch Stellen von bewundernswürdiger Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß man bis auf den Grund des Meeres und auf ihm das Geringste sieht. In der Nähe der Karaibischen Inseln ist eine solche Stelle. Hier

verliert sich das trübere Meerwasser allmählich fast in die Klarheit der Kristalle. Das zur Landung der Mannschaft ausgeschickte Boot scheint, vom Schiffe aus gesehen, nicht auf dem Meere zu gehen, sondern in klarer Himmelsluft zu schweben. Man sieht bei 15 Faden Tiefe auf dem Grunde des Meeres unterirdische Gärten, von Korallenbäumen und brennendem Roth und andern Farben leuchtend. Wunderbare Seegewürme, Seesterne, Seeigel u. a. m. weiden in diesen Gärten; um die Korallenstauden wimmeln Fische von den schönsten bunten Farben, dergleichen man an denselben Thieren in Europa nicht bemerkt. Alle Augenzeugen dieser sonderbaren Schauspiele sprechen entzückt von der außerordentlichen Farbenpracht dieses Anblickes; alle versichern, die Phantasie sei zu arm, diese Zaubereien sich vorzustellen. Denn was in der leichtern Luft mehr einfärbig erscheinen würde, das zeigt sich im dichtern Mittel des Wassers, wenn die Strahlen des Lichtes sich in ihm brechen, in den wunderbarsten Farbenbrechungen und Schattirungen, in tieferer brennenderer Farbengebung und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Gorgonien, Flabellen und tausend andere Seegewächse von Formen, die von allen andern Naturerzeugnissen abweichen, spielen, wie das leiseste Lüftchen die Oberfläche der Wellen kräuselt, in allen Farben des Regenbogens durcheinander, tief unten

auf dem reinsten silberhellen Sande des Meerbodens. Die kristallklaren Wellen bewegen diese Seeflur so sanft hin und wieder, wie der leise Westwind ein schönes buntes Blumenfeld; das Auge glaubt in die Gefilde einer andern Welt zu schauen. Und da das Wasser, vermöge seiner dichtern Natur, die Bilder der Dinge, die sich in ihm abschatten, dem Auge näher bringt, als dieß die Luft thut, so glaubt man vom Boote aus diese Wunderblumen einer unterirdischen Blütenwelt leicht mit der Hand erreichen und pflücken zu können, wiewohl sie oft in einer Tiefe von 12 — 15 Faden stehen; getäuscht durch die scheinbare Nähe, wähnt man selbst mit herumzuschwimmen in diesen Zaubergärten. Doch findet sich diese hohe Klarheit nur bei völliger Meeresstille und vorzüglich in Buchten, die von Klippen umschanzt und vor Stürmen und unruhigen Bewegungen der See hinlänglich gesichert sind.

70.

Brotlose Kunst.

(Von Hebel.)

In der Stadt Aachen ist eine Fabrik, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das ist keine brotlose Kunst.

Denn es werden in jeder zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, das macht Eine Million, und der Meister Schneider und die Näherin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es ist nicht schwer, auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrik selbst und durch den Handel jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 — 10 Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten und wunderte sich, daß es möglich sei, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feineren Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln eine Oeffnung dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um und zog es durch die Öffnung zu einer artigen Schleife.

Das war so brotlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen sein. Solch ein

kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Ältern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brot mit Ehren verdienen und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brotlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter andern nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer Freund von seltsamen Künsten war, hoffte ein hübsches Stück Geld von ihm zu bekommen und machte schon ein paar wunderliche Augen, als der Schatzmeister des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zuging, und bückte sich entsetzlich tief, als ihm der Schatzmeister das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darin? Ein halber Becher Linsen, die ihm der weise Pabst, zur Belohnung und Aufmunterung seines Fleißes, übermachen ließ, damit er sich in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte darin machen könnte.

71.

Nützliche Lehren.

(Von Hebel.)

1.

Es sagt ein altes Sprichwort: Selber essen macht fett. Ich will noch ein paar dazu setzen: Selber Achtung geben macht verständig; und selber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringts nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

2.

Ein anderes Sprichwort heißt so: Wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er. Das sagt mancher und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt und

sich dasselbe in Gedanken vorstellt oder lang davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zum Bösen in das Herz und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mahl' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

3.

Einmal ist Keinmal. Dieß ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer Einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse Einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

4.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so war es auch. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Ersparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: Was nicht ist, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Ältern zu Theil worden war, zu Rath und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam; aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

72.

Gefälligkeit.

(Nach Weisse.)

Ein armes Mädchen pflegte sich mit ihrer Mutter unter andern auch davon zu nähren, daß sie im Frühjahr in's Holz ging, Erdbeeren sammelte und sie dann nach der Stadt zum Verkauf trug. Eines Tages, da sie schon bis fast an den Abend umhergelaufen war und noch immer ihr Töpfchen nicht voll hatet bringen können, ward sie sehr betrübt. Indem kam ein Krämer mit seinem Waarenkasten auf dem Rücken durch das Gesträuch daher und sagte zu ihr: Kleine! hilf mir doch aus diesem Walde; ich gehe schon den ganzen Tag irre. Ich habe schon einige Leute gefunden und gebeten, sie möchten mir aus dem Wald helfen; aber da ich mich ganz aufgezehrt und keinen Pfennig bei mir habe, hat keiner mit mir gehen wollen! Sie haben mir wohl den Weg bedeutet, aber ich ging doch immer fehl und laufe schon den ganzen Tag die Kreuz und Queer und bin so hungrig — —! Da dauerte der Mann das Mädchen und sie sagte: Ich will Euch gern den Weg zeigen! und weil ihr so hungrig seid — da esset meine Erdbeeren! Ich habe freilich mit aller Mühe nicht

einmal meinen Markt auf morgen zusammenbringen können und möchte gerne noch die kleine Zeit vom Tage zum Suchen anwenden; aber ich will doch ein Stück mit gehen! — Sie drang nun in den Mann, daß er die Beeren aß und sich erquickte. — Darauf ging sie ihm voraus und brachte ihn bald auf den Weg, der hinaus nach dem Orte führte, wohin er wollte. Kurz vor dem Auswege aus dem Walde, als sie noch miteinander gingen, entdeckte sie rechts ab vom Wege einen Fleck, der so voll von Erdbeeren war, daß sie mit Recht hoffen konnte, ihr Töpfchen voll zu pflücken. Voll Freude lief sie darauf zu und pflückte mit Dank gegen Gott. Und während sie pflückte, setzte der gerührte Mann seinen Kasten ab, nahm ein goldenes Kreuzchen heraus und nöthigte das Mädchen, es zum Andenken zu nehmen. Dankend und vergnügt gingen sie dann beide, ein Jegliches seines Weges.

73.

Wie das Bergwerk zu St. Annaberg erfunden ward.

(Von Büsching.)

Es lebte ein armer, armer Bergmann, Namens Daniel Knappe; dieser hatte Weib und Kind und liebte sie sehr, doch wußte er weder Rath noch Hülfe, sie zu ernähren. Er arbeitete und betete, doch seiner Noth war kein Ende, und wie auch sein Unglück immer höher stieg, so wich und wankte sein Glaube doch nicht. Eines Nachts erschien ihm im Traum ein Engel, dieser sprach: „Geh hin und suche in der tiefsten Tiefe des Waldes den Baum auf, in dessen Gezweig silberne Eier ruhen. Du wirst ihn erkennen an seiner Größe; denn kein Baum im ganzen Haine kann sich ihm vergleichen.

Daniel erwachte, fühlte sich gestärkt, der Morgen grauete und eilig drang der arme Bergmann in den Wald hinein. Schon war er an dem Ort, den noch kein Sterblicher betrat; da steht der Baum und rasch sind alle Äste bis zum Gipfel durchsucht, aber silberne Eier zeigen sich nirgends. —

„Wie kann, wie werde ich zu euch zurückkehren, liebes Weib und Kind?! Ihr haltet mich noch, sonst stürzte ich mich

von hier hinab!" Als er so trauernd und klagend den Baum verlassen will, da steht der Engel ihm zur Seite und spricht: „Gott ist hülfreich und wahrhaft, wo du auch keinen Ausweg siehst, der Baum hat auch Zweige in der Erde. Dir sei geholfen um deiner Treue und Liebe willen." Und der Engel verschwand mit diesen Worten. Da durchströmte Hoffnung und Muth von neuem den Unglücklichen und er grub an dem Fuße des Baumes.

Von seinen Wurzeln durchflochten, lagen da reiche Silberstufen vor dem Blicke des staunenden Bergmanns und Weib und Kind war geholfen. Es erhob sich Annaberg, ein freundliches Städtchen, aus dieser wilden, waldigen Gegend, wozu unter der Regierung des Herzogs Georg des Bärtigen, im Jahre 1496, den 21sten des Herbstmonds, am Tage Matthäi, der Grundstein gelegt wurde.

74.

Die zwei ungleichen Katzen.

(Von Meier.)

Ein Bauer, den die Mäus' und Ratten
Jahr ein Jahr aus beschädigt hatten,
ging hin und dung für wenig Batzen
zwei auserles'ne starke Katzen.

Er sprach zu jeder: Thut ihr mir
die Katzenpflichten nach Gebühr,
so will ich euch zum Lohn hingegen
mit guter Milch und Speck verpflegen;
und werdet ihr inzwischen alten,
will ich euch reichlich unterhalten.

„Gut! sprachen sie, wir sind's zufrieden;
wir beide wollen nie ermüden,
dir deine Ratten nach Verlangen
zusammt den Mäusen wegzufangen."

Die Sache ging auch gut von statten
zum Untergang der Mäus' und Ratten.
Vom Übel ward in kurzer Zeit
der lang geplagte Mann befreit.

Den Katzen wurde wunderwohl,
so daß sich eine wollustsvoll
weit besser als die andre pflegte,
indem sie sich auf's Naschen legte;
und endlich kam es gar zum Rauben:
sie stahl Kapaunen, Enten, Tauben;
sie zog auch stets den Vögeln nach,
daher der Bauer zu ihr sprach:

Soll ich dir, Katze, treulich rathen,
so fange nichts als Mäus' und Ratten.
Dein Stehlen macht dir sonst noch bange;
fürwahr, so dau'rt es nicht mehr lange.

Umsonst; sie stahl, und trug zum Lohn
den wohlverdienten Tod davon.

Die andre hielt sich nach Versprechen;
auch ließ der Mann ihr nichts gebrechen.
Er war in ihrem hohen Alter
ihr reicher Geber und Erhalter.

75.

Die Ente und der Fuchs.

(Von Meier, von Knonau.)

Es sah ein schlauer Fuchs, nach Eicheln
des Nachts die wilde Ente fliegen,
und um den leckern Raub zu kriegen,
fing er derselben an zu schmeicheln.
Er lockt sie sanft nach dem Gebüsch,
und wieß ihr einen frischen Fisch,
und sprach: nimm diesen seltnen Bissen,
die bittern Eicheln zu versüßen.

Die Ente schwatzt sich höflich aus:
„Noch einen Fisch auf meinen Schmaus!
Ich müßte, sprach sie, schier erworgen!“

Ei, sprach der Fuchs, spar' ihn auf Morgen,
Die Ente sagt: Auf einen Fisch
halt ich nicht viel, er sei denn frisch.
Ich weiß es, daß ihn über Nacht
das schwüle Wetter stinkend macht;
es werden Morgens sich die Raben
begieriger an ihm erlaben.

Der Fuchs bemerkte, daß den Tag
auf guter Hut der Vogel lag;
doch stärkt er sich in seinem Muth,
ihn dürstete nach Entenblut:
er war noch in derselben Nacht
auf eine neue List bedacht.
So viel er Eicheln konnte finden,
verscharrt er alle nächst bei sich
und deckt sie noch mit Eichenrinden,
und that, als schlief er härtiglich.

Die Ente kam des Morgens wieder
und ließ sich bei den Eicheln nieder,
allein sie fand nicht eine mehr.
„Wo sind sie, ruft sie, hingekommen?
Fuchs, sage, wer hat sie genommen?“

Doch Rein'ke hatte kein Gehör.
Drauf flog mit schnatterndem Geschrei
die Ente ihm beim Kopf vorbei,
so daß der Schalk gleich nach ihr schnappte,
doch sie zum Glücke nicht ertappte.

Er sprach: wie hast du mich erschreckt!
warum hast du mich aufgeweckt?
Unfehlbar siehst du nach den Eicheln?
Ich sag es, ohne dir zu heucheln,
du wirst sie unter diesen Rinden
gehäufelt bei einander finden.
So, dacht ich, werden wilde Tauben
sie diesmal meinem Freund nicht rauben.

„Nein, sprach die Ente, das sei fern!
ich lasse sie den Tauben gern;
und, lieber Fuchs, vor Freunden deiner Art
hat die Natur mit Flügeln mich verwahrt!“

76.

Die Nixen.

(Von Friedrich Rückert.)

Die Nixen haben im Fluß viel Fisch,
doch wollen sie Fleisch für ihren Tisch.

Ein Nixlein hätt auch Fleisch gewollt,
doch fand's in seinem Fluß kein Gold.

Da nahm's vom Karpfen Schuppen blank
und trug's in's Dorf zu's Metzgers Bank.

Er strich für baare Münz' es ein
und fand die Schuppen hinterdrein.

Und als es ihm dreimal war geschehen,
da mußt' er's seiner Frau gestehen.

Da sprach das Weib zum Metzger schlau:
Das thut gewiß die Wasserfrau.

Drauf als das Nixlein wieder kam,
der Metzger scharf in's Aug' es nahm.

Da war sie rings am ganzen Leib
gethan, als wie ein andres Weib;

nur hinten ihres Rockes Saum
war wie getaucht in Wasserschaum.

„Nun, fremdes Weiblein, tritt heran,
daß ich dein Fleisch dir hauen kann!"

Sie wirft die Schuppen auf den Tisch
und greift nach ihrem Fleische frisch.

Doch eh' sie recht es angepackt,
ist ihr der Finger abgehackt.

Ihr Blut bespritzt die Metzgerei
und sie erhebt ihr Wehgeschrei.

Und aus der Flur und aus dem Wald
erklingt es wieder tausendfalt.

Die Nixen kommen all' herbei
und fragen, was geschehen sei.

Und als sie's ihnen kund gethan,
da heben sie ihr Wesen an.

Da wird dem Metzger schlimm zu Muth
vor dem vergoßnen Nixenblut.

Sie zieh'n einher aus Fluß und Bach,
mit ihren Wogen tausendfach.

Sie wollen all' mit ihrer Flut
aufwaschen ihrer Schwester Blut.

Da waschen sie so lang um's Haus,
bis es zerfällt in Schutt und Graus.

Sie waschen um's ganze Dorf so lang,
bis daß das Wasser es gar verschlang.

77.

Die Schlangenkönigin.

(Gebr. Grimm nach Wyß.)

Ein Hirtenmädchen fand oben auf dem Fels eine kranke Schlange liegen, die wollte verschmachten. Da reichte es ihr mitleidig seinen Milchkrug, die Schlange leckte begierig und kam sichtbar zu Kräften. Das Mädchen ging weg und bald darauf geschah es, daß ihr Liebhaber um sie warb, allein ihrem reichen, stolzen Vater zu arm war und spöttisch abgewiesen wurde, bis er auch einmal so viel Heerden besäße, wie der alte Hirt. Von der Zeit an hatte der alte Hirt kein Glück mehr, sondern lauter Unfall; man wollte des Nachts einen feurigen Drachen über seinen Fluren sehen und sein Gut verdarb. Der arme Jüngling war nun eben so

reich und warb nochmals um das Mädchen, die wurde ihm jetzt zu Theil. An dem Hochzeittag trat eine Schlange in's Zimmer, auf deren gewundenem Schweif eine Jungfrau saß, die sprach, daß sie es wäre, der einsmals die gute Hirtin in der Hungersnoth ihre Milch gegeben, und aus Dankbarkeit nahm sie ihre glänzende Krone vom Haupt ab und warf sie der Braut in den Schooß. Sodann verschwand sie, aber die jungen Leute hatten großen Segen in ihrer Wirthschaft und wurden bald wohlhabend.

78.

Blümelis = Alp.

(Gebr. Grimm nach Scheuchzer und Wyß.)

Mehr als eine Gegend der Schweiz erzählt die Sage von einer jetzt in Eis und Felstrümmern überschütteten, vor alten Zeiten aber beblümten, herrlichen und fruchtbaren Alpe. Zumal im Berner Oberland wird sie von den Klariden (einem Gebirg) berichtet:

Ehmals war hier die Alprinde reichlich und herrlich, das Vieh gedieh über alle Maaßen, jede Kuh wurde des Tags

dreimal gemolken und jedesmal gab sie zwei Eimer Milch, den Eimer von dritthalb Maaß. Dazumal lebte am Berg ein reicher, wohlhabender Hirte und hob an, stolz zu werden und die alte einfache Sitte des Landes zu verhöhnen. Seine Hütte ließ er sich stattlicher einrichten und im Übermuth baute er eine Treppe ins Haus aus seinen Käsen und die Käse legte er aus mit Butter und wusch die Tritte sauber mit Milch. Über diese Treppe gingen Kathrine, seine Liebste, und Brändel, seine Kuh, und Rhyn, sein Hund, aus und ein.

Seine fromme Mutter wußte aber nichts von dem Frevel und eines Sonntags im Sommer wollte sie die Senne ihres Sohns besuchen. Vom Weg ermüdet ruhte sie oben aus und bat um einen Labetrunk. Da verleitete den Hirten die Dirne, daß er ein Milchfaß nahm, saure Milch hineinthat und Sand darauf streute, das reichte er seiner Mutter. Die Mutter aber, erstaunt über die ruchlose That, ging rasch den Berg hinab und unten wandte sie sich, stand still und verfluchte die Gottlosen, daß sie Gott strafen möchte.

Plötzlich erhob sich ein Sturm und ein Gewitter verheerte die gesegneten Fluren. Senne und Hütte wurden verschüttet, Menschen und Thiere verdarben. Des Hirten Geist, sammt seinem Hausgesinde, sind verdammt so lange, bis sie

wieder erlös't werden, auf dem Gebirge umzugehen, „ich und min Hund Rhyn, und mine Chuh Brandliund mine Kathry müssen ewig uf Klaride syn!" Die Erlösung hängt aber daran, daß ein Senner auf Charfreitag die Kuh, deren Euter Dornen umgeben, stillschweigend ausmelke. Weil aber die Kuh, der stechenden Dörner wegen, wild ist und nicht still hält, so ist das eine schwere Sache. Einmal hatte einer schon den halben Eimer voll gemolken, als ihm plötzlich ein Mann auf die Schulter klopfte und fragte: „schäumt's auch wacker?" Der Melker aber vergaß sich und antwortete: „o ja!" da war alles vorbei und Brändli, die Kuh, verschwand aus seinen Augen.

79.

Unglück der Stadt Leiden.

(Von Hebel.)

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Januar des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland und hatte vor diesem Tag eilftausend Häuser, welche von

von 40,000 Menschen bewohnt waren und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein: „Daß walt Gott", der Andere ließ es seyn und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft und in einem Augenblick, (ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt.

Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Öl und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön —

denn der Krieg soll nie in's Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäven donnert.

80.

Die Legende vom großen Christoph.

(Von Johannes Falk.)

St. Christophs große Löwenstärke
und ganz besond're Heldenwerke
vermeldet Euch jetzt mein Gesang:
werd' Euch dabei die Zeit nicht lang.

St. Christoph war ein Ehrenmann;
man sah's ihm gleich von Weitem an.
Wen traf von seiner Hand ein Schlag,
den dünkt es g'nug auf einen Tag:
und wenn er gar mit beiden schlag,
der hatt' auf ein paar Wochen g'nug.

Einst nahm er einen großen Stein,
den warf er in den Mond hinein.
Daß der nicht wieder ist gekommen,
das hat ihn Wunder selbst genommen.
Er wartet' an demselbem Ort
zwei Tage lang, dann ging er fort
und kam zu einem König hin,
der saß mit seiner Königin
vergnügt so eben auf dem Thron
und sprach: „Ei, bist du groß, mein Sohn!“
St. Christoph sprach: „Und seid Ihr klein,
Herr König, mögt Ihr mir's verzeihn!
Man hat zu Euch mich hergewiesen
und Eure Größe sehr gepriesen.
Nun weil ich bin ein mächtig Mann,
so steht kein kleiner Herr mir an!
Ich möchte gern auf dieser Erden
des Allergrößten Diener werden.
Wen irgend jemand Furcht jagt ein,
von dem mögt' ich nicht Diener sein,
und wer erzittert vor Gefahr,
das ist mir zum Erbarmen gar!“
Der König sprach: Ein freud'ger Knecht,

ein solcher ist mir eben recht!
Die Sach' ist gut und wohl bestellt,
ich fürchte niemand auf der Welt;
in Gottes Namen drum schlag ein!
Groß Christoph, sollst mein Diener sein."
So diente Christoph sieben Jahr
dem König, der sein Herr nun war,
getreu ihm jede Dienstpflicht übt,
was macht bei Groß und Klein beliebt,
vor Herr und Frau sich höflich bückt;
kommt wieder bald, wird er verschickt, —
bis daß er endlich doch bemerkt
und der Verdacht sich ihm bestärkt,
wie daß sein Herr nicht gänzlich frei
von Furcht vor einem Dritten sei.
Er sah es nämlich oft genug,
wie daß ein Kreuz der König schlug
mit diesen Worten hell und klar:
„Herr, vor dem Teufel uns bewahr'!"
St. Christoph sprach: Was ist denn das?
Mein Herr erschrickt ohn' Unterlaß?
Wer mag denn wohl der Teufel sein,
der ihm die große Furcht jagt ein?

Wüßt ich, daß irgend mein Regent
sich nicht mit ihm vergleichen könnt —
gleich thät' ich seinen Dienst quittiren
und mich wo anders engagiren."
Drauf frug er in die Kreuz und Queer
bei Hof: „Wer wohl der Teufel wär?"
Von Sr. Oberherrlichkeit
wußt' jedermann da gut Bescheid.
Sie hatten sich, im Sündenleben,
fast sämmtlich seinem Dienst ergeben;
sie trieben Scherze aller Arten;
sie schminkten sich, sie spielten Karten;
sie machten auch Musik — das schallt,
und Schulden, die kein Mensch bezahlt;
kurz, lebten fast, wie Hem und Cham,
eh' auf die Welt die Sündflut kam.
Nun traf es sich, daß einen Tag
das Königshaupt im Fenster lag;
da kommt ein armer Bettelmann
und klopft an seine Hausthür an.
Ich weiß nicht, welche von den Damen
gleich sagte: „Geht in Gottes Namen!"
Allein der Bettler ungestört,

blieb stehn, als hätt' er nichts gehört.
Drauf zeigt' am Thor sich eine Magd,
die hatte kaum das Wort gesagt:
„Wollt Ihr in's Teufels Namen fort!"
so wich er schnell von diesem Ort,
und wer ihm nachsah, wie er rannte,
der dachte, daß der Kopf ihm brannte. —
Drauf zog St. Christoph diesen Schluß:
„Gott ist allmächtig; dennoch muß
der Teufel mächt'ger sein, als Er;
denn was hier selber Gott der Herr
und was der König nicht vermocht,
den Bettelmann der angepocht,
ihn hat kein Polizei-Edikt,
der Teufel hat ihn fortgeschickt.
Da dem so ist, so fällt mir ein,
des Teufels Diener möcht' ich sein.
Denn dieser scheint nach Wort und Thaten,
der größte aller Potentaten
mir jetzt zu sein in dieser Welt,
auf ihn mein' Hoffnung ist gestellt.
St. Christoph war ein Ehrenmann,
gesagt bei ihm, war auch gethan.

Gott's Gnade und Barmherzigkeit,
die war an ihm zu jener Zeit
noch nicht geworden offenbar;
ein blinder Heid' er annoch war;
darum vertauscht er auf der Stelle
des Königs Dienst — mit dem der Hölle. —
Der Unterschied war nicht sehr groß —
der König ließ ihn ungern los;
dem Teufel aber war es recht,
der suchte lang schon solchen Knecht.
Ein Gotteshaus ward aufgethan,
gleich baut' er ein Kapellchen dran
und zwang, mit Kartenspiel und Fluchen,
das Volk, den Weg zu ihm zu suchen.
Der Krug, zum schwarzen Bock genannt,
ist heut'ges Tag's noch sehr bekannt;
St. Christoph hieß des Schenkwirths Sohn,
der gab den Gästen ihren Lohn;
sie spielten Eckern Schellendaus;
wenn Christoph kam, war alles aus.
Sie fürchteten den Teufel sehr,
allein St. Christoph fast noch mehr,
von wegen seiner Fäuste baß;

die fühlten sie ohn' Unterlaß.
So diente Christoph sieben Jahr
dem Teufel, der sein Herr nun war.
Getreulich jeden Dienst ihm übt —
was macht beim Schenkwirth sehr beliebt;
die Krüg' und Gläser fleißig schwenkt,
die Mäntel an die Pflöck' ihm hängt —
so zeigte sich in ihrem Bund
zu Haß und Zwietracht fast kein Grund;
bis daß er endlich doch bemerkt
und der Verdacht sich ihm bestärkt,
wie daß auch dieser Herr nicht frei
von Furcht vor einem Dritten sey.
Einst ging der Fürst von dieser Welt
mit seinem Diener über Feld:
da traf es sich, daß rechter Hand
ein Crucifix am Wege stand
vor einer kleinen Sacristei,
da wollte Satan nicht vorbei.
St. Christoph frug ihn: „was das sollte,
daß er den Weg nicht machen wollte?“
Der Teufel sagt ihm manchen Grund,
that ihm den rechten doch nicht kund,

bis endlich, im verzagten Ton,
die Worte stotternd ihm entflohn: —
„Das Kreuz da sei, für Gottes Sohn,
erhöht zu einem Gnadenzeichen:
dem müsse Tod und Teufel weichen."
St. Christoph sprach: was? steht es so?
Daß ich das weiß, deß bin ich froh!
Du läufst vor einem Stückchen Holz,
und bist doch sonst so keck und stolz!
Wie reut mich, daß von Anbeginn
ich dein Vasall gewesen bin!
Ich ginge gleich zu Gottes Sohne,
wüßt' ich den Weg zu seinem Throne!"
— Worauf ein Schiff St. Christoph nahm
und schifft' nach Antiochiam.
Hier ging in einem Gottes Haus
ein frommer Klausner ein und aus,
den er befrug, mit frommen Mienen:
„Wie fang' ich's an, um Gott zu dienen.
Der Klausner sprach: „Mein Sohn bemerke,
Gott dient man nur durch gute Werke,
wovon sich die Gelegenheit
auch gleich an diesem Tag dir beut.

Ein Strom, vor dessen wildem Wüthen
uns künftig möge Gott behüten,
ist aus dem Berg hier angekommen
und hat die Brück' uns weggenommen.
Nun aber ist die Zeit bald da,
allwo aus Antiochia
die Einwohner, aus allen Städten,
vor diesem Gnadenbild zu beten,
mit Pilgerröcken angethan,
die Wallfahrt singend treten an.
Nur daß dies Jahr die Brücke fehlt,
das ist, was sehr die Bürger quält:
drum möcht ich dich darum befragen:
Willst du sie über'n Fluß nicht tragen?
Doch sag' ich dir voraus, mein Sohn,
du dienst hier nur um Gottes Lohn!"
St. Stephan sprach: „Das ist mir recht,
und dafür bin ich Gottes Knecht.
Wofür besucht ich Gottes Haus,
frug' ich: was trägt die Sache aus?
Bin ich versöhnt durch Christi Blut,
so brauch ich weder Geld, noch Gut!"
So diente Christoph sieben Jahr

dem Klausner, der sein Herr nun war;
getreulich jeden Dienst ihm übt,
bei frommen Pilgern sehr beliebt!
die trug er stets auf seinen Rücken: —
so braucht man freilich keine Brücken.
Nach dieser Zeit es sich begab,
als er an seinem Wanderstab
einmal zu Nacht am Strome ruhte —
es war ihm da erst wohl zu Muthe —
daß er ein holdes Kind vernahm,
was um die dritte Nachtwach' kam
mit einer Glorie um das Haupt —
Christ war's, an welchen Alles glaubt —
der zu ihm kam, indem er schlief,
und „Mi Christophore!“ ihm rief.
St. Christoph sollt' ihn übertragen, —
und ließ sich das nicht zweimal sagen.
Obgleich das Kind ihm unbekannt,
doch nahm er's freundlich bei der Hand;
er setzt es auf die Schultern fest
und trug es so auf's Allerbest.
Doch in des Flusses Mitte fast,
dünkt ihm so schwer des Kindleins Last,

daß er mit seinem linken Fuß
im Wasser untersinken muß.
Verwunderung im Angesicht
hebt er sein Haupt empor und spricht: —
„O liebes Kind, was bist du schwer!“
Worauf erwidert' ihm sein Herr:
Kein Wunder, da so große Last
du jetzt auf deinem Rücken hast,
daß diese Bürde schwer dir fällt:
denn wisse, du mein starker Held,
du trägst die Sünden aller Welt!“
St. Christoph, als er dieses hört,
ward er von Freuden ganz bethört
und sprach zu ihm mit frommen Ton:
„So bist du Christus, Gottes Sohn,
der für die Sünden dieser Welt
sich seinem Vater dargestellt?
Mein Heiland du, mein Trost, mein Stab,
o nimm auch mir mein Bündel ab!“
Der Herr nach seiner Freundlichkeit
ihm diese Gnad' auch gleich verleiht: —
er taucht ihn mitten in den Fluß,
er nannt' ihn St. Christophorus, —

er wusch ihn ganz von Sünden rein:
das könnt' uns allen nützlich sein!
Der ihn von Sünden hat befreit,
der schenk' auch uns die Seligkeit.

81.

Das Hündlein von Bretta.

(Gebr. Grimm.)

In der Rheinpfalz, besonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprichwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede ist: „es geschieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten.“

In dem Städtchen Bretten lebte vor Zeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Dienst abgerichtetes Hündlein hatte, das pflegte er auszuschicken, gab ihm einen Korb in's Maul, worin ein beschriebener Zettel mit dem nöthigen Gelde lag, und so verlangte es Fleisch und Bratwurst beim Metzger, ohne je einen Bissen davon anzurühren. Einmal aber sandte es sein Herr, der evangelisch war, an

einem Freitag zu einem Metzger, der katholisch war und streng auf die Fasten hielt. Als nun der Metzger auf dem Zettel eine Wurst bestellt fand, hielt er das Hündlein fest, haute ihm den Schwanz ab und legte den in den Korb mit den Worten: „da hast du Fleisch!" Das Hündlein aber, beschimpft und verwundet, trug den Korb treulich über die Gasse nach Haus, legte sich nieder und verstarb. Die ganze Stadt trauerte und das Bild eines Hündleins ohne Schwanz wurde in Stein ausgehauen über's Stadtthor gesetzt.

82.

Nidda.

(Grimm nach Schwarz.)

Eine Gräfin hatte das Gelübde gethan, an der Stelle, wo ihr Esel zuerst mit ihr stehen bliebe, ein Schloß zu erbauen. Als nun der Esel in einer sumpfigen Gegend stehen blieb, soll sie gerufen haben: „nit da, nit da!" Allein das fruchtete nichts und das Thier war nicht von demselben Platze zu bringen. Also baute sie wirklich ihr Schloß da

welches, gleich der später da herum entstandenen Stadt, den Namen Nidda behielt, die nahgelegene Wiese aber den der Eselswiese.

Noch mehreres davon wußten die Spielknaben vor einem halben Jahrhundert zu sagen, was damals unter dem Volk verbreitet war, jetzo vielleicht verschollen ist, und vermuthlich mit den abweichenden Umständen, die Winkelmann wohl noch aus mündlichen Sagen erzählt, näher eintrifft. Zu Zeiten Friedrich Rothbarts war Berthold, Graf zu Nidda, ein Raubritter, hatte seinen Pferden die Hufeisen umkehren lassen, um die Wandersleute sicher zu berücken, und durch sein Umschweifen in Land und Straßen großen Schaden gethan. Da zog des Kaisers Heer vor Altenburg, seine Raubfeste, und drängte ihn hart; allein Berthold wollte sich nicht ergeben. In der Noth unterhandelte die Gräfin auf freien Abzug aus der Burg und verlangte endlich vom Heerführer: daß sie mit ihrem beladenen Maulesel und dem, was sie auf ihren Schultern ertragen könne, frei herausgelassen werden sollte; mit ausdrücklicher Bedingung „daß sie nur ihre beste Sache trüge, auch der Graf selbst nicht auf dem Maulesel ritte.“ Hierauf nahm sie ihre drei Söhnlein, setzte sie zusammen auf das Thier, ihren Herrn aber hing sie über den Rücken und trug ihn den Berg hinab. So errettete sie ihn;

allein bald ermatteten ihre Kräfte, daß sie nicht weiter konnte, und auch der müde Esel blieb im Sumpfe stecken. An der Stelle, wo sie nun diese Nacht zubrachten und ein Feuer angemacht, baute hernach die Gräfin drei Häuser ihren drei Söhnen auf, in der Gegend, wo jetzo Nieder-Nidda stehet. Die Altenburg ist zertrümmert, hat aber noch starke Gewölbe und Keller. Es geht gemeine Sage, daß da ein Schatz verborgen stecke; die Einwohner haben nachgegraben und Hufeisen gefunden, solche, die man den Pferden verkehrt aufnageln kann.

83.

Die Bücher der Chronika der drei Schwestern.

(Von Musäus; mit einigen zweckdienlichen Abänderungen und Auslassungen.)

Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offene Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäste taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Brettspiel und

Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Hayducken in prächtiger Livrei, und seine Ställe nährten unzähliche Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht, daß er grämlich und mißmüthig wurde und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er seinen Jagdspieß und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchem Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren

Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal und kroch durch Busch und Dickicht, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einem hohen Eichbaum, um mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erschrak gewaltig über diesen Anblick; entfliehen konnt er nicht und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! „Ach bat der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast." Hierauf tischt er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; versprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, so freß ich dich! In der Angst hätte der Graf dem Bären wohl alle

drei Töchter zugesagt, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie soll die Eure sein, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing sich wieder zu erholen; doch setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landes Brauch die Braut löset und selber kommt sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in sieben Tagen lös' ich sie mit einem Zentner Gold und führe sie heim. Topp, sprach der Graf, ein Wort ein Mann! Drauf schieden sie im Frieden auseinander; der Bär trappte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dacht' er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dacht' er bei sich selbst, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleich wohl ein Bär und hat übrigens alle Eigenschaften eines

natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel; oder durch's Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und dem Fräulein das Abentheuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen gräßlichen Bär vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschaute die Mauern und Graben um's Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte und sich schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöße, als sei das wilde Heer im Anzug. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskutsche mit Reitern umringt rollte über's Blach daher an's Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte

auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus dem Wagen, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldne Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrecht stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendeten, uud um die Nadel, welche die Straußfedern befestigte, wär' ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockene Braut herab.

Über dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen und Ritter und Reißige im Hofe erblickte und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhr's ihm durch's Herz und er erhob groß Klagegeschrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Ältern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht und hielt die Entführung für

Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter, noch etwas von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Lucke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt uud schwer zu heben. Er ahnete leicht, was darinnen sei; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund vergaß er all sein Herzleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die Fräulein, nahm Diener in Sold und hob von neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die

Gräfin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebne. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigst du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelsprache merkte

der

der Graf bald, was für ein Abentheuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: „Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab' ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, stillt euren Appetit.“ Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch und du scheinst mir ein fetter Fraß. „Verzeihung, Herr Adler! schrie der Graf in Todesangst, heischt was ihr wollt von mir, ich geb es euch: nur schont meines Lebens!“ Wohl, versetzte der mörderische Vogel, ich halte dich beim Wort; du hast zwei Töchter und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich mit Frieden ziehen und löse sie von dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Zentner schwer. In sieben Wochen führ ich sie heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem Schwachen alles feil. Da der Vater sahe, daß der Handel mit den Töchtern so gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause und verhehlte sorgfältig sein Abentheuer; theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen; theils der lieben Tochter das Herz nicht vor der Zeit schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er

vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Battist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die Spinnerin ihr Schicksal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die fast vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge schwermüthige Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte und nun ein wenig umherschauete, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte Scheu vor solchem Besuch, darum verbarg sie sich hinter einem wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüte stand und guckte hervor, die prächtige Reiterei zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offenem Helm, sprengte an den Busch und sprach mit sanfter Stimme: Ich sehe dich,

ich suche dich, komm her zu mir, verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mir auf's Roß, du schöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht, wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der Ritter gefiel ihr baß; aber der Beisatz, „Adlerbraut" machte das Blut in ihren Adern erstarren: sie sank in's Gras, ihre Sinnen umnebelten sich und beim Erwachen befand sie sich mit dem Ritter auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühstück; und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwanete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sei; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich zu dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten und sie ängstlich beim Namen riefen, und auch er ließ seine Stimme weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusche vorbei, da sah er was blinken und wie er's genau betrachtete, waren's zwei goldene Eier, jedes einen Zentner schwer. Nun konnt' er nicht länger anstehen, seiner Gemahlin das Abentheuer der Tochter zu offenbaren. „Schandbarer

Seelenverkäufer! rief sie aus. Opferst du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, sonst wenig beredtsam, vertheidigte sich jetzt auf's beste und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens: aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste Mittel, allem Wortstreite ein Ende zu machen, er schwieg und ließ sie reden, so lange sie wollte, brachte indessen die goldnen Eier in Sicherheit und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf Wohlstands halber drei Tage lang Familientrauer an und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, der Lustort gefräßiger Schranzen. Banket, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele warben um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Bertha kührte und wählte so lang, bis die goldnen Eier, bei welchen

der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Größe von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einöde an und die hohe Familie kehrte zu den einfachen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abentheuer und fand keins, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tags verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesicht gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilt er nach Hause, strickte sich ein Netz und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teiche herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen, als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über seiner Beute dem Strande zu.

Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als säß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann ringsumher, das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hangen und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe. Obgleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einem großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick drauf erschien das Meerwunder über dem Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abentheuern so bekannt worden, daß er wußte, wie er sich dabei zu benehmen hätte.

Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreiste: Herr Behemot! verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fisch aus eurem Weiher; sprächt ihr bei mir ein, so stünd euch Küch und Keller gleichfalls offen. „So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer: kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daß der den Schwächern frißt? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich!“ Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt' er Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schonet, schonet mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrot für euren Wallfischbauch! Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken: Wohlan, sprach er, ich weiß, du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch, womit löset ihr die Braut nach Landes Brauch? „Ich habe, erwiderte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde des See's liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern.“ Nun, sagte der

Graf, drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine hübsche Braut. „Sie sind dein, beschloß der Fisch, und mein die Braut; in sieben Monden führ ich sie heim.“ Hierauf stürmt' er lustig mit dem Schwanze und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen nach Hause, ließ sie sieden und sich diese Cartheusermahlzeit nebst der Gräfin und Bertha wohl schmecken. Das arme Fräulein ahnte nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu stehen kommen würde.

Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu und der Graf hatte sein Abentheuer beinahe vergessen; als aber der Mond zum siebentenmal sich zu runden begann, dacht er an die bevorstehende Katastrophe, und um kein Augenzeuge davon zu sein, drückte er sich ab und unternahm eine kleine Reise in's Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reiter an's Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Überflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von Bertha's Hand empfangen und mit ihr den Vorreihen getanzt;

doch seit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber trat sie freundlich an und bat nur um einen Trunk frischen Wasser's aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kristallene Schale. Er empfing sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie an den Mund und that ihr mit Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sahe weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter, noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause und fand sie nicht. Im

Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von aussen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ sich ganz ihrem Schmerz und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnt' ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nach den Erbsensäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Wasser. Sie sahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine große Meinung und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Ältern zwar alle ihre Töchter

eingebüßt, aber dafür besaßen sie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlperlen handelten. Der Graf lösete seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehn'smann aus, bezog sein vormaliges Hoflager, richtete den Hofstaat wieder ein und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Töchter nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht' es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten, und eröffnete ihr, daß dieser herrliche Eidam ein gräulicher Fisch sey. Ach, erseufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es ist nun einmal nicht anders. Aber sie be-

trübte sich immer noch so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und Freund Hain wär' ihr wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bei ihr eingesprochen hätte.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an dem Leiden ihrer guten Frau und jammerten und weinten mit ihr; suchten sie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; sie hatte ein empfindsames Herz und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht länger widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. „Edle Frau, sagte sie, wenn ihr mich hören wolltet, so wüßt' ich euch wohl ein Mittel zu sagen, das die Wunden eures Herzens heilen sollte.“ Die Gräfin sprach: Rede! „Unfern von eurem Hofe, fuhr die Jungfrau fort, wohnet ein frommer

Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen. Wie wär's, wenn ihr von dem heiligen Manne Trost und Hülfe begehrtet? wenigstens würde sein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wiedergeben."

Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beschenkte ihn mit einem Rosenkranze von Zahlperlen und bat um seinen Segen. Dieser war dann auch so kräftig, daß, eh' ein Jahr vergieng, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war und eines jungen Sohns genaß.

Groß war die Freude der Ältern über den holden Spätling. Die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeit bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war schön und seine Erziehung wurde mit der größten Sorgfalt betrieben. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lächelnden Reinald in die Arme schloß,

träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heran wuchs, fragte er oft wehmüthig: gute Mutter, was weinest du? Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche forschende Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts ungewöhnliches war, andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt; noch andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund oder der Gräfin von Flandern gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniß ab; sie erzählte ihm die Abentheuer der drei Schwestern mit allen Umständen und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunsch, als wehrhaft zu sein, um auf das Abentheuer auszugeh'n, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. So bald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße, trabte muthig auf das Waldschloß zu und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch alles in süßem Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schalleten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde und die dichtverwachsenen Bäume schienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen und machte sich mit seinem Schwert einen Weg durch den Busch, kletterte an steilen Felsen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher etwas, das einer menschlichen Gestalt ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch und sahe eine junge Frau im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bär auf dem

Schooße liebkoste, indeß noch ein größerer um sie schäckerte, bald ein Männchen machte, bald einen possirlichen Purzelbaum schlug, welches Spiel die Frau sehr zu belustigen schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Frau für seine Schwester Wulfild und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär in's Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: O Jüngling, welcher Unglücksstern führt dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all' Menschenkind, die seiner Wohnung nahen, flieh und errette dich! Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Frau und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin; ich kenne diesen Wald und seine Abentheuer und komme, den Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält. Thor! sprach sie, wer bist du, daß du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst du das? — Er: Mit meinem Arm und diesem Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist du nicht Wulfild, seine Erstgeborne? Ob dieser Rede entsetzte sich die Frau noch mehr und staunte den Jüngling mit stummer Verwunde-

rung an. Er nutzte diese Pause und rechtfertigte sich durch so viel Familiennachrichten, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinald sei ihr Bruder. Sie umhalsete ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Wulfild führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bette mit rothem Damast behangen uud mit goldenen Tressen besetzt, für die Frau. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bei Leib und Leben untersagt, besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten noch zu niesen.

Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein und schnoberte mit blutiger Schnaunze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn sie sahe bald, daß der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil er ver-

muthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammtweichen Hand den Rücken herab und grauete ihm in die Ohren; aber das grämliche Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. Ich wittere Menschenfleisch, murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. Herzensbär, sagte die Frau, du irrst dich, wie käm ein Mensch in diese traurige Einöde? Ich wittere Menschenfleisch, wiederholte er und spürte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter war dabei nicht wohl zu Muthe und trotz seiner Herzhaftigkeit trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne. Indessen machte die äußerste Verlegenheit die Frau herzhaft und entschlossen: Freund Bär, sprach sie, bald treibst du mir's zu bunt, fort hier von meiner Lagerstatt, oder fürchte meinen Zorn! Der Schnauzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung und hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu tosen. Allein so sehr er auch Bär war: so stand er gleichwohl unter der Hand seiner Frau. Wie er aber Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte sich Wulfild ein Herz und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich niederkauerte, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald dar-

auf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu sein, nun sei die Gefahr größtentheils vorüber. Reinald war von seinem Abentheuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten. Die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Vorhängen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Tischchen seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen Höhle in einen so prächtigen Pallast sei versetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume oder vorhin das Abentheuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach seinen Befehlen und meldete, daß seine Schwester Wulfild und ihr Gemahl Albert der Bär seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß vor

die Stirn trat, so so ließ er sich doch rasch ankleiden und trat ins Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Haiducken antraf; mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Sprechzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt sein grausendes Ansehen und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild stellte ihm ihren Bruder vor und Albert umhalsete seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf gewisse Tage verzaubert. Er genoß nämlich die Vergünstigung, alle sieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Wasserfälle in stehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottel-

bär, die Ritter und Knappen Dächse und Marder, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuse, die Tag und Nacht girrten und wehklagten.

An einem solchen Tage der Entzauberung war es, wo Albert seine Braut heimführte. Die schöne Wulfild, die sechs Tage geweint hatte, daß sie an einen zottigen Bär vermählt werden sollte, ließ ihren Trübsinn schwinden, als sie sich bei einem so wohlansehnlichen Ritter befand, der sie in einen herrlichen Pallast einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von schönen Dirnen in Mirthenkränzen mit Gesang und Saitenspiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entledigt und mit königlichem Brautschmuck angethan. Ein prächtiges Gastmahl folgte auf die Trauung und ein glänzender Prunktanz beschloß die Feierlichkeit des festlichen Tages.

Der süße Morgentraum schwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte und ihren Gemahl gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, da sie ihn nicht fand und, den seidenen Vorhang aufhebend, sich in ein düsteres Kellergewölbe versetzt sahe, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel und nur eben so viel Hellung gab, daß sie einen

furchterweckenden Bären wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübsinnig nach ihr hinblickte.

Sie sank auf ihr Lager zurück und starrte vor Entsetzen hin. Nach einer langen Weile kam sie erst wieder zu sich und sammelte so viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindsame Bär konnt's nicht aushalten, diesen Jammer mit anzuhören, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über sein hartes Schicksal auszukeuchen. Schwerfällig hob er sich vom Lager und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am siebenten Tage kurz vor der Umwandlung zurückkehrte. Die sechs traurigen Tage wurden der untröstbaren Frau zu Jahren. Über der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelassen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu versehen; denn über alle leblosen Dinge, welche die schöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht. In der Beklommenheit ihres Herzens, schmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungestüm und erregte einen wilden Heißhunger, der sie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu suchen. Sie schöpfte

mit der hohlen Hand ein wenig Wasser aus dem vorüberrieselnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeeren und verschlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die sie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloßem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war sie wenig bekümmert: sie wünschte nichts sehnlicher als den Tod.

Mit diesem Wunsche schlief sie am Abend des sechsten Tages ein und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welchem sie als Braut eingetreten war. Sie fand da noch alles in der nämlichen Ordnung, wie sie es verlassen hatte, und dazu ihren Gemahl, der in den rührendsten Ausdrücken ihr sein Mitleid über den traurigen Zustand bezeigte, in welchen seine unwiderstehliche Liebe zu ihr sie gebracht hatte, und sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat. Er erklärte ihr die Beschaffenheit des Zaubers, daß jeder siebente Tag solchen unwirksam mache und alles wieder in seiner natürlichen Gestalt darstelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; sie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sei, kurz, sie fand sich in ihr Schicksal, vergalt Liebe mit Liebe und machte ihren Albert zum

glücklichsten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte sie jederzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein Paar weite Poschen an, welche sie mit Backwerk, süßen Orangen und anderm köstlichen Obst belastete. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der in's Schlafgemach gestellt wurde, verbarg sie sorgfältig in ihrer Bettlade, und so war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verwandlung hinreichend bestellt.

Ein und zwanzig Jahr hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und diese lange Zeit hatte keine ihrer jugendlichen Kräfte verdrängt; auch war die wechselseitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des ersten Triebes. Mutter Natur behauptet aller anscheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht sie mit großer Sorgfalt und Strenge dafür und wehret allem Fortschritt und den allmählichen Veränderungen der Zeit ab, so lange durch die widernatürlichen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieser Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen sind. Laut dem Zeugniß der heiligen Legende stiegen die frommen Siebenschläfer, nachdem sie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeschlafen hatten, so munter und rüstig aus den römischen Katakomben hervor, wie sie hineingegangen waren, und hatten

nur

nur um eine einzige Nacht gealtert. Wulfild hatte, nach der Berechnung der guten Mutter Natur, in den ein und zwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt und befand sich also noch in der Blüthe des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem jungen Ritter auf einem Lustwandel im Garten, unter einer Laube, woran sich wilder Jasmin und Geißblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand unter dem Gepränge eines bunten Hoffestes und unter wechselseitigen Freundschaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Gesellschaft und Spiel. Ein Theil der Höflinge lustwandelten mit den Damen im Park, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einem Spiegelsaal unter Beleuchtung unzählicher Wachskerzen gespeiset wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde, Wulfild versorgte nach Gewohnheit ihre Poschen und rieth ihrem Bruder, seine Taschen auch nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albert unruhig zu werden und flüsterte seiner Gemahlin etwas in's Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und sprach wehmüthig: Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden! Die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses

Pallastes hinschwinden. Albert ist um dich bekümmert, er fürchtet um dein Leben; er würde dem thierischen Triebe nicht widerstehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorstehende Veränderung hier abwarten wolltest; verlaß diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück!" Ach, erwiderte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniß über mich beschlossen hat, scheiden kann ich mich nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß ich diesen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber lösen kann? Ach, sprach sie, den vermag kein Sterblicher zu lösen! Hier mischte sich Albert in's Gespräch, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben und zum Abschied sich bequemen mußte.

Fürst Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieser seine Schwester umhalset hatte und nun scheiden wollte, zog jener seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte sie in ein Papier und reichte sie dem Ritter scherzweise als ein Wahrzeichen hin, sich dabei des Abentheuers im Zauberwalde zu erinnern. Doch, setzte

er ernsthaft hinzu, verachtet nicht diese Kleinigkeit; sollt' euch irgend einmal Hülfe Noth thun, so reibt diese drei Haare zwischen den Händen und erwartet den Erfolg. Im Schloßhof stand ein prächtiger Wagen mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albert der Bär am Schlage; Ade, mein Bruder! antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

Die goldnen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Stoppeln und Felder, sonder Ruh und Rast, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; plötzlich verloschen alle Windlichter; Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt, ohne zu wissen, wie ihm geschah; Roß und Wagen war verschwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sah er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen hin gallopiren, die eine Nußschaale fortzogen.

Der mannliche Ritter wußte sich das Abentheuer nun leicht zu erklären; er hütete sich sorgfältig, eine Ameise unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er sich noch innerhalb der Gränze des Waldes befand, beschloß er seine beiden jüngern Schwestern

gleichfalls aufzusuchen und, wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm etwas Sonderbares aufstieß. Eben hatte er die letzten Überbleibsel eines Milchbrotes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet. Er schauete auf und erblickte einen mächtigen Adler, der sich aus der Luft auf ein Nest herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hocherfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung und lauerte, bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling hervor in's Freie und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schwester, wenn du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich suchet und die Bande des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die dich fesseln. — Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte weibliche Simme von oben, wie aus den Wolken: Bist du Reinald das Wunderkind, so sei willkommen deiner Schwester Adelheit, säume nicht, zu ihr herauf zu klimmen, die Trostlose zu umarmen.

Entzückt über diese frohe Botschaft wagte der Ritter freudig den Versuch, den hohen Baum hinaufzuklettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dicke, ihn zu umklaftern, und die nächsten Äste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab, durch deren Beihülfe er bald bis in den Gipfel des Baums zu dem Adlerneste gelangte; es war so geräumig und so feste gebaut, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet und inwendig mit rosenfarbenem Atlas ausgeschlagen; auf ihrem Schooße lag ein Adlerei, welches auszubrüten sie beschäftiget war. Der Empfang war auf beiden Seiten sehr zärtlich: Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres Vaters Hause und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht. Alle sieben Wochen war eine von der Bezauberung frei. In dieser Zwischenzeit hatte er, seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannterweise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten; und obgleich diese Zeit erst in sechs Wochen

bevorstand, so willigte er doch gerne ein. Sie versteckte ihn in einen hohlen Baum und beköstigte ihn täglich aus dem Vorrath unter ihrem Ruhsitz, der mit solchen Eßwaaren, die sich erhalten, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: so lieb dir das Leben ist, hüte dich vor Edgar's Adlersblick, sieht er dich in seinem Gehege, so ist's um dich geschehen; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde suchten.

Reinald schauderte über das Schicksal seines Knappen, versprach seiner wohl zu wahren, und harrete in dem hohlen Baume sechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, sich mit seiner Schwester zu unterhalten, so oft der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudenvolle Tage sattsam entschädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als beim Schwager Bär. Sein Schloß, seine Hofstatt, alles war hier so, wie dort; jeder Tag war ein Freudenfest, und die Zeit der schlimmen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abend des siebenten Tags entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen,

doch warnt' er ihn, sein Gehege nicht wieder zu betreten. Soll ich mich, sprach Reinald wehmüthig, ewig von euch scheiden, ihr Geliebten? ist's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der mich hier gefangen hält? Hätt' ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte sie alle, euch zu erlösen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für eure Lieb' und Freundschaft; aber laß't das kecke Unterfangen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber ihr sollt's, ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, dem kostet es das Leben, wenn's mißlingt, und ihr sollt nicht das Opfer für uns werden.

Durch diese Rede wurde Reinald's Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abentheuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulösen sei; doch dieser wollte ihm nichts enträthseln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu setzen. Alles, was ich euch sagen kann, lieber Bruder! sprach er, ist, daß ihr den Schlüssel der Bezauberungen finden müß't, wenn es euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seid ihr vom Schicksal bestimmt, unser Befreier zu sein, so werden euch die Sterne Weg und Bahn

anzeigen, wo ihr ihn zu suchen hab't; wo nicht, so ist Thorheit all' euer Beginnen. — Hierauf zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, sich seiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einst Hülfe noth thät', sollt' er sie zwischen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. D'rauf schieden sie freundlich aus einander. Edgar's Hofmarschalk und das Hofgesinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Weimuths-Fichten, Kiefern und Eichenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges; und als er außerhalb desselben war, schlossen sie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor.

Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er sah' das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung sah' er sich in einen dicken Nebel eingehüllt, und wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gartenthor verschwunden und er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeßlichen Abgrund.

Der junge Abentheurer blickte rings umher, einen Weg hinab in's Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen

See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald; sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher ward' er, der See verlor sich aus seineu Augen und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang sah' er zwar die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreicht' er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf und erwachte nicht eher, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärket und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin, voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: Bertha, geliebte Schwester! hausest du in diesem Weiher, so gieb Antwort auf meine Rede! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen und dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen: ihm antwortete nichts als der vielstimmige Widerhall vom Walde

her. O ihr lieben Fische, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgesprengter Fohren an's Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen, ihr lieben Fische, sagt's eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen! Er zerpflückte alle Brodreste, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Fohren schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah' wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deßhalb versucht' er auf eine andere Art sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und schwimmen konnt' er wie eine Wassermaus; darum entschloß er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und sprang im Waffenrock von feuerfarb'nem Atlas (weil er keinen Rachen ansichtig wurde, wie weiland sein Vater) beherzt in die Fluten, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. D'rauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lang' es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abentheuer aufstieß; wie er aber anfieng zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, die Erscheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkristall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf.. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester sein könne. Er wagt' es also, darin hinabzuschlüpfen, und diese Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der Schwester Bertha, welche eben beschäftigt war, ihr Frühstück bei einem kleinen Feuer von rothem Sendelholz zu bereiten. Wie die Frau das Geräusch im Schlote vernahm und auf einmal zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von diesem unerwarteten Besuch so sehr überrascht, daß sie vor Schrecken den Topf umstieß und rücklings auf ihren Armstuhl sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und so bald sie sich ein wenig

erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch sei'st, wie darf'st du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weiß't du nicht, daß diese Vermessenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? — Fürchte nichts, meine Liebe! sprach der wackere Ritter; ich bin dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod scheut, seine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr Leib zitterte vor Furcht.

Ufo der Delfin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im strengsten Inkognito besucht und unlängst in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen sei, seine Schwester aufzusuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, sprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Delfin verschlingen; ich fürchte in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht widerstehen zu können, ihn hinunter zu schlurfen, und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßt, du Liebe, um ihn zu schützen, so würd' ich deine kristallene Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinströmenden Fluthen ersäuften, und ihn würd' ich in meinem Wallfischbauch be-

graben; denn zur Zeit der Verwandlung, weiß't du, ist uns're Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.

Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: Kannst du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet? Ach, versetzte sie, wie könnt' ich dich verbergen? Siehest du nicht, daß diese Wohnung von Kristall ist und daß alle Wände so durchsichtig sind wie der Eishimmel! Es wird doch irgend ein undurchschaubarer Winkel im Hause sein? gegenrednete Reinald. Bertha sann und sann; endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin sie ihren Bruder bergen könnte. Er nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin auf's beste. Bertha eilte darauf an ihren Putztisch, legte ein schöneres Kleid an, ging in's Sprachgemach und harrte auf den Besuch ihres Gemahls, des Delfin's. Also der Delfin konnte des Umgangs seiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeit der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Besuch machte, sie von außen durch das gläserne Haus sah und sich an ihrem Anblick weidete.

Kaum hatte Bertha ihr Sprachzimmer betreten,

so kam der ungeheure Fisch herausgeschwommen; das Wasser fing schon von weiten an zu rauschen und die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln rings um den kristallenen Pallast. Das Meerwunder stand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Bertha es angelegen sein ließ, eine unbefangene Miene anzunehmen, so wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delfin hatte ungeachtet seiner dämischen Fischnatur dennoch so viel Gesichtskennergefühl, daß er aus diesen Anzeichen Unrath merkte, scheußliche Grimassen machte und pfeilgeschwind fortschoß. Er umkreiste den Pallast in unzähligen Schraubengängen und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß die kristallene Wohnung davon erbebte und die erschrockene Bertha nicht anders glaubte, er würde solche augenblicks zerschellen. Der spähende Delfin konnte indessen bei dieser strengen Haussuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien; daher ward' er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in

welchem Zustand die bängliche Bertha sich befand. Er schwamm fort; die Frau erholte sich wieder von ihrem Schrecken, Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach Schwager Delfin nicht allen Verdacht schwinden ließ, (denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuch dreimal die Runde um's Haus zu schwimmen und alle Winkel des kristallenen Pallastes zu durchspähen), so geberdete er sich doch nicht so wüthig dabei, als das erstemal. Die Stunde der Verwandlung befreiete endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Pallast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Kanälen auf und ab und alles lebte und webte auf den off'nen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz, das Schloß des Schwager Delfin's war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzig und freundschaftsvoll, als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo der Delfin war auf Monden verwünscht; der siebente war jedesmal der Rastmonat; von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in seinem natürlichen Zustand. Weil Reinald's Aufent-

halt hier länger dauerte, so ward er mit dem Schwager Ufo auch bekannter und lebte mit ihm vertraute als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Bezauberung wären versetzt worden; er forschte fleißig desbalb an der Schwester Bertha, aber die konnt' ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punkt ein geheimnißvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage.

Bei einem Abendspaziergange verständigte Ufo seinen Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Ältern zurückzukehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sei' untröstlich, seitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abentheuer ausgegangen sei. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sei nur noch eine übrig, davon er bereits Kundschaft habe: nämlich den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sei für die Prinzen keine Erledigung zu hoffen. Aber, fügte Ufo der Delfin

freundschaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den höhern Mächten und dem Schutz der Frauen, eurer Schwestern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchstreifen, geworden seid. Laßt euch g'nügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin und gebt euren Ältern Bericht von alle dem, was ihr gesehen und gehört habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um euch gebracht. Reinald versprach, was Schwager Ufo verlangte, mit Vorbehalt, zu thun, was er wollte. Ufo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war; deshalb zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar und sprach: wenn euch einst Hülfe noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwärmen, und erwartet den Erfolg.

Reinald bestieg eine schön vergoldete Gondel und ließ sich durch zwei Schiffer an's feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all' der Herrlichkeit nichts übrig, als ein großer Fischteich, mit hohem Schilf bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei

Monden kühnlich in's Wasser sprang; sein Schild und Harnisch lag noch auf der Stelle und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich selbst, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.

Drittes Buch.

„Wer sagt mir an den geraden Weg und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abentheuer führet in diesem gränzenlosen Walde? — O ihr unsichtbaren Mächte, blick't freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt' mich diesen glücklichen Sterblichen sein!"

So sprach Reinald ganz in sich gekehrt, und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grauen die endlose Wildniß und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er wie vom St. Gotthards-Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal mit Wintergrün überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schirlingstannen und traurige Zypressen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als säh'

er da ein Denkmal aufgerichtet. Zwei riesenmäßige Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch zum Überfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Thors weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abentheuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ufo der Delfin Erwähnung gethan hatte; und sogleich beschloß er, solches zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne hinab in's Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuß, eh ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüst' er sich zum Kampf gegen den Ritter, schnaubte gegen den Erdboden, daß sich Staubwolken emporhoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daß sie in Stücken sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu sondern, wie der

tapfere Skanderbeg. O Jammer! der Hals des Thiers war für Stahl und Eisen unverwundbar: das Schwert zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu seiner Vertheidigung übrig, als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweischneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der stößige Ochs erfaßte den wehrlosen Jüngling mit den Hörnern und schleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweise gerieth er im Fallen zwischen die ausgebreiteten Äste eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, so blieb ihm doch noch so viel Besinnungskraft, daß er sich fest an den Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs stieß mit seiner ehernen Stirne so gewaltsam gegen den Stamm, daß dieser sich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwischenzeit, als der mörderische Stier sich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltsamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerst in die Hand, er rieb sie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabet,

der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgt' ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieser Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spotte und den Gewinn desselben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder in's Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermeß'ner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheucht' er den Entrich auf und verfolgt' ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein gold'nes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen; da hob sich ein Wallfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinem weiten Rachen auffing und es an's Land spie. Deß war der Ritter froh in seinem Herzen und säumte sich nicht, das goldne Ei mit einem Stein entzwei zu schlagen. Da fiel

ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphirend für den Schlüssel der Bezauberung erkannte.

Schnellfüßig eilt' er nun zu dem stählernen Thor zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegschloß nicht gemacht zu sein, inzwischen wollt' er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück und die stählerne Pforte that sich auf. Frohes Muthes stieg er in eine düstere Grotte hinab, in welcher sieben Thüren in sieben verschiedene Zimmer führten, allesammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wallratlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe und trat aus dem letztern in ein Zimmer, wo er eine Jungfrau ansichtig wurde, die auf einem Ruhsitz in einem unerwecklichen Zauberschlummer ruhete.

Nachdem Ritter Reinald sich von seinem Erstaunen erholet hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher und sah der schlafenden Jungfrau gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Geheimzeichen. Er vermuthete, daß darauf der Talismann eingegraben sei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust, mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die Schläfe-

rin schreckhaft zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel und sank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag und es erfolgte alles, so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talismann zu zerstören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüstige Arme. Mit diesen erfaßt' er die Tafel und stürzte sie vom hohen Gestell auf das Marmorpflaster herab, daß sie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die Jungfrau wieder aus ihrem Todtenschlummer und bemerkte nun erst beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch eh er zu reden anhub, verhüllte sie ihr Angesicht mit ihrem Schleier und sprach gar zornmüthig: Hinweg von mir, Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betrügen. Du kennst meine Gesinnung, laß mir meinen Todtenschlaf, worein mich deine Zauberei versetzt hat.

Reinald begriff den Irrthum, darum ließ er sich diese Sprache nicht befremden und gegenredete also: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt. Sehet hier den Zauber zerstöret, der eure Sinnen umnebelt hatte. Das Fräulein blinzte ein wenig unter

dem Schleier hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich baß über die kühne That des jungen Abentheurers, blickte ihn freundlich an und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem sie ihm die Hand reichte und sprach: Ist's so, wie ihr sagt, edler Ritter, so vollendet euer Werk und führt mich aus dieser grausenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenn's draußen taget; oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald wollte sie durch die sieben Prunkzimmer führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen war's ägyptische Finsterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh der Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloschen und die kristallenen Kronleuchter gossen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkeln, eh' es sich aus diesen labirinthischen Gängen herausfand und den Tagesschimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sah. Die Entzauberte empfand die herzerquickende Kraft der allbelebenden Natur und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue West über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie setzten

sich

sich in's Gras, und der Ritter bekam Begierde zu erfahren, wer die Unbekannte sei und wie sie in diesen Wald verzaubert worden. Er bat sie züchtiglich, ihm davon Bescheid zu geben, und sie sprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein greulicher Riese und ein Heide war, auch in dem Rufe stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen. Darüber ergrimmte der Heide so sehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schwester, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, allesamt stattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und so bald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, beschloß er mich zu entführen; und vermöge seiner Zauberkünste war ihm das ein leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegt' ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das bestgerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stall-

meister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn, er entschuldigte sich diese Frage eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen; über dies war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerei war an der purpurnen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidener Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieser Reiterei mir selbst zu gefallen. Der Gang des edlen Roßes war so leicht und so gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüßig setzt' es über Graben und Hecken und die kühnsten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, um zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das

Pferd sträubte sich, mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne und wurde wild. Ich versucht' es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsetzen wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte sich, an dem Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah' einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang, und in weniger als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er mich vor der stählernen Pforte eines alten Schlosses niederließ.

Mein erster Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir den Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte und sich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft staatlich gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfiengen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich, mich auf's Beste zu bedienen; aber Niemand wollte mir sagen, wo und in wessen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer stummen Traurigkeit, welche Zornebock, der Zauberer, auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Gestalt

eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Gunst bat. Ich begegnete ihm so, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, seine Leidenschaften stürmten in seiner Brust, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte seiner Wuth und forderte ihn auf, seine Drohungen zu erfüllen, den Pallast zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber schnell verließ mich der Unhold und gab mir Frist, mich zu bedenken.

Nach sieben Tagen erneuerte er seinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir und er stürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß schien in den Abgrund hinabzurollen. Ich sank auf meinen Sitz und meine Sinne schwanden dahin. Aus diesem Todesschlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, sprach er, liebe Schläferin, aus deinem siebenjährigen Schlummer, und sage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen mich gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinsten Strahl von Hoffnung, und diese traurige Grotte soll sich in den Tempel der Freude verwandeln.„ — Ich würdigte den schändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Gesicht und weinte. Mein Trübsinn schien ihn zu rüh-

ren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand sich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete seine Geduld, er sprang rasch auf und sprach: Wohlan, es sei d'rum, in sieben Jahren sprechen wir uns wieder! D'rauf hob er die alabasterne Tafel auf's Gestelle; sogleich fiel ein unwiderstehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grausame meine Ruhe von neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grausam bist, so sei es wenigstens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeister hat ihnen dein Schicksal entdeckt, aber er ist bestraft der Verräther. Sie sind gekommen diese Unglücklichen mit Heereskraft, dich aus meiner Hand zu reißen: aber diese Hand war ihnen zu schwer und sie beseufzen ihre Unbesonnenheit unter mancherlei Gestalten in diesem Walde. Eine so armselige Lüge, zu welcher der Unhold seine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn saß auf meinen Lippen und die bitterste Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schicksal ist entschieden! Schlaf' so lang', als die unsichtbaren Mächte diesem Talisman gehorchen! Flugs schob er die alabasterne Tafel zurechte und der Zaubertaumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerstörung des Zaubers aus diesem Todes-

schlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr diese That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerstehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben seyn, ihr würdet sonst an seinem Talisman euch nicht ungestraft vergriffen haben.

Hildegard urtheilte ganz recht: der Unhold war mit seinen Sorben in's Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürstin Libussa aus dem Feengeschlecht regierte, und hatte an ihr seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling; sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen mußte, dem sie Zauber-Waffen gab, welchen seine schwarze Kunst nicht widerstand.

Als Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr seine Abentheuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäger waren, nahm sie das groß Wunder; denn sie vermerkte nun, daß Zornebock's Erzählung keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sei. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden: da erhob sich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeschrei. Bald darauf brachen drei Geschwader Reuter aus dem Walde hervor, an deren

Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöset. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudensbezeugungen verließ die Gesellschaft der Entzauberten die schauervolle Einöde und begab sich in das alte Waldschloß. Reitende Boten flogen nach dem Hofe des Grafen, die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte: die Ältern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die traurende Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr, und fühlte kein Vergnügen als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinald's Todtenfeier zu begehen; aber schnell nahmen am Hofe des Grafen bei dieser frohen Boschaft alle Dinge eine andere Gestalt an: alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Älternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte seit dem Besuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebes Fräulein bekommen, das von den mütterlichen Armen seine kleinen Händchen dem Großpapa lächelnd entgegenstreckte und ihm beim Empfang die silberfarbenen Locken zauste. Unter allen Feierlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr zeichnete sich Reinald's Hochzeit

mit der jungen Hildegard besonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechslungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erschlaffen möchte; auch war das Schloß des Grafen zu eng, so viel Hofhaltungen bequem zu fassen; die drei Eidame rüsteten sich also mit ihren Frauen zum Abzug. Reinald der Stammvater verließ seine grauen Ältern nimmer und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und bauete Aarburg an einen Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wurde. Ufo der Delfin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte sich eines Theils dieses Reichs und nannte das eroberte Land das Delfinat. Und wie die drei Fürsten bei den Namen ihrer Städte und Herrschaften auf das Andenken ihrer Bezauberungen anspielten, so nahmen sie auch ihre Thiergestalten aus der Zauberzeit zum Sinnbild ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler und das Delfinat einen Meerfisch im Wappen führet.

bis auf diesen Tag. Die köstlichen Zahlperlen aber, welche an Festtagen den Olympus der sämmtlichen Erdengöttinnen unsers Welttheils verherrlichen und für morgenländische geachtet werden, sind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden sich ehemals in den drei leinenen Säcken.

84.

Der Hund und die Katze.

(Von Krummacher.)

Zum alten Hofhund sprach des Hauses Katze:
Komm, laß uns Freunde sein! Du gehest täglich
zu andern deines Volks. Verschmäh' nicht ferner
die Hausgenossen, laß uns traulich leben!
Gern' will ich dir die Zeit durch Spiel verkürzen.
So sprach die Katze schmeichelnd. Doch der Alte
bewegte stumm sein ernstes Haupt und streckte
sich gähnend auf der Flur des Hauses nieder.
Doch knurrend schlich, mit aufgehob'nem Schweife
und rundem Rücken, auf den leisen Tatzen,

die weiße Mimi um den Hund und sagte:
So sprich doch auch zu mir ein freundlich Wörtchen!
Oft sah' ich dich mit jungen Hündlein spielen.
Willst du die Hausgenossen denn verschmähen?
Bin ich nicht weich, wie Sammt, und auch so reinlich,
gleichwie ein Lamm, gewaschen in der Schwemme,
gewandt und klug dabei? Nicht blos die Mäuse,
auch Tauben und Kaninchen kann ich jagen;
ich will, mein Freund, dich pflegen und erwärmen
und jeden Raub getreulich mit dir theilen. —

Da hob der Hund sein ernstes Haupt, und sagte:
„Laß' mich in Ruh, ich mag nicht deine Freundschaft,
obwohl du dich so mancher Tugend rühmest.
Zwei Dinge sind mir ewig unausstehlich:
heimtückisch birgt dein Fuß die scharfe Tatze,
bis auf den Schlag, den du dem Feind versetzest;
und wenn du schmeichelhaft den Schweif erhebst,
dann sinnt dein gierig Herz auf Blut und Tücke.
Entweihe nicht das Wort der Treu' und Freundschaft!
Wo Wahrheit fehlt, da kann sie nimmer wohnen.“
So sprach der Hund und neigte sich zur Ruhe.

85.

Die Sonnenblume.

(Von Pfeffel.)

Gebläht von eitlem Ruhme,
rief eine Sonnenblume
durch's blühende Gefild:
Fallt alle vor mir nieder,
vom Veilchen bis zum Flieder!
Ich bin der Sonne Ebenbild.

Die Blumen blieben stehen;
sie schalt; man ließ sie schmähen,
und eine sprach zu ihr:
Nur vor der Sonne bücken
voll Ehrfurcht wir den Rücken;
vor dir nicht: du verwelkst wie wir.

86.

Die Schwalben.

(A. d. Wunderhorn.)

Es fliegen zwei Schwalben in Nachbars Haus,
sie fliegen bald hoch und bald nieder;
auf's Jahr da kamen sie wieder
und suchen und finden ihr voriges Haus.

Sie ziehen jetzt fort in's neue Land
und ziehen jetzt eilig hinüber;
doch kommen sie wieder herüber,
das ist einem Jeden bekannt.

Und kommen sie wieder zu uns zurück,
geht ihnen der Bauer entgegen:
sie bringen ihm vielfachen Segen,
sie bringen ihm Wohlstand und Glück.

87.

Die Wachtel und ihre Kinder.

(Von Langbein.)

Hoch wallte das goldene Waizenfeld
und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einst früh in Geschäften aus
und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Der Waizen ist reif, die Mahd muß gescheh'n;
geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mäh'n."

„O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs sind die Nachbarn zu Diensten bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,

ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen die treulosen Nachbarn im Stich!
Geh rings nun zu unsern Verwandten und sprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth seh'n,
so helfet ihm morgen sein Waizenfeld mäh'n!"

„O, sagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ist die Sippschaft zur Hülfe bereit."
Drauf flog sie des folgenden Tages aus
und kam erst am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
„Ach Mutter, wir schweben in höchster Gefahr!
Der Herr dieses Feldes, der furchtbare Mann,
ging heut mit dem Sohn hier vorbei und begann:
Uns ließen auch unsre Verwandten im Stich;
ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hähne kräh'n,
selbander uns rüsten, den Waizen zu mäh'n."

„Ja, sagte die Wachtel, nun ist's an der Zeit!
Macht schnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;

doch unter dem Streben der eigenen Hand
erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand." —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind,
und über die Stoppeln ging Tag's drauf der Wind.

88.

Weltemade.

(Von Möller.)

Die Lüft' erbraußen, es rollen die Wogen,
es haben die Wolken den Himmel umzogen.

Und Stimmen ertönen aus tobenden Wellen
die grimmig die Wände des Schiffes zerschellen.

Es schwellen die Fluten am schäumenden Strande
und wälzen die Leichen im treibenden Sande.

Die Menge erblicket das nahe Verderben,
den Preis des Erretters will keiner erwerben.

Da nahet ein Bauer auf muthigem Pferde
und sieht in den Kampf zwischen Himmel und Erde.

Ob silbern die Locken den Nacken umgeben;
er fühlet die Liebe die Brust ihm erheben.

Im frommen Vertrauen durchbricht er die Wellen,
die zischend das Roß und den Reiter umschwellen.

Bald ist er zum brechenden Schiffe geschwommen,
den Armen ein rettender Engel gekommen.

Und zwei ergreifen die triefenden Mähnen
und danken am Ufer dem Retter mit Thränen.

Er kehret zum Meere und siebenmal ringend
bezwingt er die Wasser, Gerettete bringend.

„Halt, muthiger Schwimmer, den schnaubenden Rappen,
sonst möchte der gierige Schlund ihn erschnappen!“

Da rufen vom Schiffe die Stimmen der Armen:
„Wir sinken, wir sinken! Erbarmen, Erbarmen!“

Auf's neue bekämpft er die brandenden Wellen,
die tobend den keuchenden Rappen umschwellen.

Ha, wehe! Es stürzen die Dreie hernieder!
Zu viel für des Rosses ermattete Glieder.

Es braußen die Wasser im wellenden Bogen —
und Reiter und Roß sind dem Aug' entzogen!

89.

Armer Kinder Bettlerlied.

(A. d. Wunderhorn.)

Es sungen drei Engel einen süßen Gesang,
mit Freuden es im Himmel klang.
Sie jauchzten fröhlich auch dabei,
daß Petrus sei von Sünden frei.

Denn als Herr Jesus zu Tische saß,
mit seinen Jüngern das Abendmal aß,
so sprach der Herr Jesus: „Was stehest du hier?
wenn ich dich ansehe, so weinst du mir.

„„Ach sollt ich nicht weinen, du gütiger Gott!
ich hab' übertreten dein heilig Gebot;
ich gehe und weine ja bitterlich,
ach komm, erbarme dich über mich!““

„Hast du übertreten die heil'gen Gebot,
so fall' auf die Kniee und bete zu Gott,
und bete zu Gott nur allezeit,
so wirst du erlangen die himmlische Freud.“

Die himmlische Freud' ist eine selige Stadt,
die himmlische Freud kein Ende mehr hat.
Die himmlische Freud war Petro bereit
durch Jesum, und Allen zur Seligkeit.

90.

Goldener.

(Von Justinus Kerner.)

Es sind wohl zweitausend Jahr oder noch länger, da hat in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und seinen sechs Kindern, die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbronnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, so gingen

die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Bronnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngsten der Knaben riefen die Ältern nur: Goldener; denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der Jüngste, so war er doch der Stärkste von allen und der Größte.

So oft die Kinder hinaus gingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte kein's gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abentheuer zu stoßen, ging aber Goldner voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stund.

Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückwege vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldner vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurück gehen! — sprach der Älteste — es scheint dunkel zu werden.“ „Seht da, der Mond!“ sprach der Zweite, da kam es licht zwischen den dunkelen Tannen hervor und eine Frauengestalt, wie der Mond, setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann

mit einer kristallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupt gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die goldne Ros',
die Königskron im Meeresschoß."

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch, wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andre dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldner in dem dicken Walde umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: Denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zum Kaufe.

„Solch ein Bursche ist mir gerade von nöthen,“ dachte der Vogelsteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stund und in den weiten blauen Himmel hineinsah und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne und husch! war Goldener gefangen und lang unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen, — sprach der Vogelsteller, laut lachend, — deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs, bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!“

Goldener war gleich dabei, ihm däuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Laß erproben, was du gelernt hast,“ sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.

„Packe dich mit diesem weißen Finken! schrie der Vogelsteller, — du hast es mit dem Bösen zu thun!“ und so stieß

er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihn Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen, er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald immer heller und heller, und da kam er endlich hinaus in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht sobald, denn Goldener stund unter den Sonnenblumen und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume.

„Ha! — sprach der Gärtner, — solch einen Burschen hab' ich grade von nöthen!“ und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal, da er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald! — sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldner, — hol' mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!" Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

„Packe dich mit diesen goldenen Rosen! — schrie der Gärtner — du hast es mit dem Bösen zu thun und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm, die Sonne spiegelte sich eben in der kristallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

„Ein

„Ein solcher Bursch ist uns grade von Nöthen," sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden. Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!" sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte — eine Krone von hellem Golde.

„Triumpf! — rief der alte Fischer und fiel Goldenern zu Füßen, — ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keine Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben."

„Heil unserm König!" riefen die Schiffer und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wieder gefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen besetzt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren;

diese begrüßten mit lautem Jubel alle das Schiff, auf welchem König Goldener stund. Er stund, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffs und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meer erlosch.

91.

Das Lied vom Samenkorn.

(Von Krummacher.)

Der Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
und, wundersam! was er gesä't,
das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schooß
und wickelt es im Stillen los,
ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein röthlich Haupt empor.

Es steht und frieret nackt und klein
und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
das Körnlein kann ihm nicht entgeh'n
und muß in Wind und Wetter steh'n.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh,
der Himmel deckt mit weißem Schnee,
und deckt der Erde Kindlein zu;
dann schlummert es in stiller Ruh.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
die Lerche singt, das Korn erwacht,
der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n
und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren schlank und schön
muß nun die Halmensaat entsteh'n
und, wie ein grünes stilles Meer,
im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Ährenfeld;
die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Ärntekranz.

Die Ärnte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

92.

Vater Konrad.

(Von Aug. Gebauer.)

Ein frommer Greis, Konrad genannt,
der nah' am Grabesrande stand,
saß einst vor seiner Hüttenthür
und sah, wie's Abendroth herfür
am blauen Frühlingshimmel brach:
Fahr wohl, du lieber, schöner Tag!
ruft er aus tief bewegter Brust,
und hört mit Wehmuth, hört mit Lust,
wie's Abendläuten festlich klingt,
die Jugend frohe Lieder singt.
Da greift er nach der Harfe fein,

die er von Kindheit an geliebt,
und singt im Abenddämmerschein
dazu halb fröhlich, halb betrübt:

Mein Lebensabend ist gekommen,
in Nacht verglommen und verschwommen
der Jugend frisches Morgenroth;
doch sah ich auch manch Bild zerstieben,
ist mir ja manches übrig blieben
und bleibt mir treu bis in den Tod.

Kommt, meiner Jugend süße Spiele,
heran in drängendem Gewühle,
daß ich mich euer noch einmal
in rechter Herzenslust erfreue!
Verjüngt begegnet mir auf's neue
mit euren Freuden allzumal.

Da steht ihr denn in vollem Glanze!
wie vor bewegt ihr euch im Tanze
und macht mich wieder frisch und jung.
Die alten wohlbekannten Lieder,
die Freudenreigen klingen wieder:
was acht' ich noch der Dämmerung?

Ich seh' in reinen warmen Zügen
das ganze Leben vor mir liegen
als einen Garten licht und grün.
Zu jeder bunten Blumenstelle
trägt der Erinn'rung goldne Welle
mein Schiff noch einmal freundlich hin.

Ist auch mein Lebensabend kommen,
in Nacht verglommen und verschwommen
der Jugend frisches Morgenroth,
sah ich auch manches Bild zerstieben:
ist mir doch manches übrig blieben,
und noch zuletzt der süße Tod!

* *
*

Er legt die Harfe wieder hin
und blickt mit demuthsvollem Sinn,
im Auge milden Thränenthau,
entzückt zur blauen Sternenau.
Das Herz, so wundersam bewegt,
als wie zum letztenmale schlägt:
Da kömmt sein Töchterlein, mit ihr
sein Sohn, des Stammes künft'ge Zier,
die mit des Dorfes Schaaren sich

allbeid' ergötzet freudiglich,
auf ihn mit frohen Schritten zu
und wünschen gute, süße Ruh.

Er aber zieht sie hin zu sich
und spricht gerührt und feierlich:
Bald, Kinder, scheid' ich nun von euch,
und geh' ins schöne Himmelreich,
wohin zu eurer Mutter Geist
mein Herz schon lange Sehnsucht reißt.
Drum hört die goldnen Lehren an,
die ich euch auf die Lebensbahn
mitgeben will, und schreibt sie ein
in eures Herzens tiefsten Schrein.

Da setzten sie sich still um ihn
und lauschten seiner Worte Sinn.

„Vor allem liebt und fürchtet Gott,
treibt mit dem Heiligen nicht Spott!
Das Böse flieht, das Gute thut,
so fehlt's euch nie an frohem Muth!
Thut nimmer Unrecht, immer Recht,
seid nie der Leidenschaften Knecht:

dann könnt ihr in Gefahr und Noth,
im Leben, wie im bittern Tod,
auf Gottes Hülfe sicher traun
und freudig auf zum Himmel schaun!"

Noch manche Lehr' ertheilet er
den lieben Kindern inhaltsschwer,
bis daß der erste Morgenstral
herniederfiel in's stille Thal. —
Da sank er seinem Sohn an's Herz
und blickte lächelnd himmelwärts
und sprach: Mir wird's so leicht und süß,
als wär' ich schon im Paradies.

Da brach sein Auge alsobald,
die Sonne fand ihn blaß und kalt.

Die Kinder aber schrieben sich,
was er gesprochen mildiglich,
in's Herz hinein, und wurden dann
so glücklich als man werden kann,
wenn man die Tugend hoch verehrt
und mit dem Laster nie verkehrt,
und lebten fromm in Ewigkeit
auf Erden lange, lange Zeit!

93.

Frommer Kinder Art.

(Von E. M. Arndt.)

Was sollen fromme Kinder träumen?
Von Spielen mit freundlichen Engeln,
von Rosen und Lilienstängeln
und Kränzen auf himmlischen Bäumen.

Was sollen fromme Kinder wähnen?
Was ewig erfreut überschwänglich;
was irdisch erblüht, ist vergänglich
und keimet in Sorgen und Thränen.

Was sollen fromme Kinder tichten?
Nicht irdisch das Erdengewimmel,
ihr Leben will ewig zum Himmel
mit Herz und mit Sinn und Gesichten.

Was sollen fromme Kinder lieben?
Die Unschuld, die Tugend, die Freude,
die Demuth im schneeweißen Kleide,
den schönsten von himmlischen Trieben.

Wo sollen fromme Kinder wohnen?
Hoch oben auf leuchtenden Sternen,
hoch oben in seligen Fernen
sie wandeln mit blühenden Kronen.

Drum frisch, getrost, liebe Kleinen!
Laßt springen die Herzchen und klingen!
Empor denn von irdischen Dingen,
wo ewige Sonnen euch scheinen!

Drum frisch, getrost, liebe Kleinen!
Dort stehen die Guten und Frommen
und rufen ein frohes Willkommen
den Kindelein Gottes, den reinen.

94.

Ein frommes geängstigtes Herz findet am ersten Hülfe.

(Von G. H. Schubert.)

S. hatte, da er ausübender Arzt in A. war, einen Schneider, Namens H., der ein gar lieber Mann, und was noch mehr ist, allem äußern Anschein nach, ein Christ war. Er war aus Göttingen gebürtig. Nach seinen Wanderjahren hatte er sich in A. verheirathet und war nach manchen Hindernissen Meister geworden. Aber wer kannte in A. den armen fremden Meister? Niemand ließ bei ihm arbeiten; die kleine Summe, die der gute Mann zum Anfang gehabt hatte, ging gar bald auf und H. hatte nun kein Brot und keine Arbeit. So lange der Mensch noch allein auf der Welt steht, thut ihm wohl der Hunger auch wehe, aber er ist doch nur ein körperlicher Schmerz; hat er aber einmal Frau und Kinder, dann brennen ihn die Thränen, die der Hunger seinen Lieben auspreßt, wie Feuer auf der Seele, die Noth wird dann ein den innern Menschen fast erdrückender, Herz durchbohrender Schmerz.

In dieser Lage war mein armer H. Die gute Frau vor langer Noth und Kummer krank, das Töchterchen, obgleich es seit etlichen Tagen die einzige Person in der armen Familie war, die, weil ja die Ältern lieber ganz hungerten, um nur dem Kinde etwas geben zu können, ein wenig Brot bekommen hatte, auf der Thürschwelle sitzend und vor Hunger weinend; der Vater, der wohl vor Mattigkeit kaum mehr aufrecht stehen konnte, drängt sein bleich gehärmtes Gesicht an's Fenster und sieht hinaus. Aber draußen war finstere Nacht und sehr starker Regen und Sturm, in seinem armen Herzen sprach es immer: ohne Hülfe, ohne Hülfe! Da wurde das geängstete, zerschlagene Herz auf einmal von seinen Banden frei, es konnte recht innig und mit tausend milden Thränen zu dem flehen und um Hilfe seufzen, der unsere Zuflucht und Zuversicht noch sein will, wenn keine Menschenhilfe mehr nützen kann. — Aber wer soll ihm denn noch heute (und sein Herz mußte in dieser äußersten Noth bitten: „noch heute“) in diesem Regenwetter und Sturm Brot bringen?

Da kommt auf einmal noch jemand auf der finstern, stillen Treppe herauf, sucht an der Thüre, und es war der Hausknecht aus dem gegenüberstehenden Gasthof. Ein dort liegender Fremder hatte einen Schneider begehrt, der ihm schnell, noch in dieser Nacht, ein Paar Beinkleider fertigen

sollte. Der Hausknecht hatte in dem schlimmen Wetter nicht erst weit nach einem ihm bekannten Meister gehen mögen und rief denn den armen H.

Da dieser zu dem Fremden in seiner armen Kleidung und mit seiner von langem Kummer schüchtern gewordenen Miene hineintritt, mißt ihn der mit großen Augen, fragt ihn, ob er sich's wohl getraue, das verlangte Kleidungsstück zu fertigen, er (der Fremde) sei überaus eigensinnig und ihm habe noch kaum ein berühmter Meister Kleidungsstücke dieser Art zur vollen Zufriedenheit und doch auch mit der nöthigen Bequemlichkeit gefertigt. Das dazu bestimmte Tuch sei sehr fein und theuer, es sei deshalb sehr Schade, wenn es verdorben würde, er wolle ihm lieber einige Groschen für sein Herbemühen geben und einen andern Meister rufen lassen. Der arme, in seinem Handwerk wirklich geschickte H. fühlt sich über jenen Mangel an Zutrauen tief gekränkt, versichert, er wolle den Fremden wohl zufrieden stellen, und dieser, dem ein Etwas in der Miene des H., oder auch sonst ein anderer Grund nachgiebig macht, giebt ihm das Tuch, mit der Äußerung: nun er wolle das nur einmal an eine sehr wahrscheinlich mislingende Arbeit wagen.

Die Liebe giebt dem armen, aus Hunger sehr müden H. Kraft, die ganze Nacht hindurch zu arbeiten. Er sitzt

ja bei dem Bette seiner lieben Frau und seines schlafenden Kindes, die er morgen beide wird erquicken können. Wenn die Kräfte nicht mehr aushalten, wenn die Augenlieder zusammensinken wollen, sieht er die beiden Schlafenden an, die matte Hand erhält neue Kraft, wenn er sie auf die kranke, heiße Hand seiner lieben Frau, oder auf die — heute recht bleich aussehende Wange des Kindes legt; so ist gegen Morgen die Kleidung fertig.

Er trägt sie zur bestimmten Stunde dem Fremden hin, und dieser findet diese Kleidung so vollkommen nach seinem Wunsche, daß er dem armen Schneider mehr giebt als gewöhnlich, und da er die Freudenthränen sieht auf dem bleichen Wangen, noch mehr. Der Arme geht und erquickt sich und die Seinen.

Aber sein gestriges Abendgebet aus dem geängsteten und zerschlagenen Herzen war auf eine Weise erhört worden, wie er sich's heute, so sehr auch seine Seele voll Freude und Hoffnung, sein Mund voll Dankes war, nicht träumen konnte. Der Fremde blieb diesen Tag noch in A. Bei einem gar sonderbaren Zufall, der in einer vornehmen Gesellschaft, wobei der Fremde war, sich ereignete, fand er eine sehr gute Gelegenheit, den armen Schneider, als einen in seinem Handwerk ganz vorzüglich geschickten Meister anzuempfehlen. Meh-

rere Anwesende merkten sich Wohnung und Namen und von nun an fand H. so viele Arbeit, daß er sich nie mehr mit den Seinen hungrig schlafen legen durfte und daß er später sein Auskommen sehr gut hatte. Äußere Leiden verließen ihn freilich nie ganz. S. hatte ihn als Arzt am Krankenbette eines lieben Sohnes und am Sterbebette jener ältesten Tochter gesehen, die einst der Leidensgefährte der armen Ältern in den schweren ersten Jahren ihres Ehestandes gewesen war, und die deshalb beide, als die liebe Genossin ihrer Noth und ihrer wunderbaren Rettung, unter allen ihren Kindern ganz vorzüglich liebten. S. hat damals die stillen Thränen und das von Ergebung in einen höheren Willen zeugende, ruhige Angesicht des Mannes gesehen, und dies überzeugte ihn noch jetzt, daß der Mann das Kleinod in seinem Herzen hatte, das dem S. damals noch ein verborgenes Geheimniß war.

Mehrere Jahre hernach hat S. in dem nämlichen, seitdem von einem andern Besitzer, freilich sehr verändertem und verschönertem Hause und in demselben Zimmer gewohnt, wo damals der arme H. seinen schweren Kampf kämpfte. Auch er hat in diesem nämlichen Zimmer manche Stunde der Noth und Sorge getragen, manche stille Thräne geweint. Dich aber kannte er damals noch nicht, du ewige Liebe, die du dem sorgenden Herzen so nahe, dem Weinenden so freundlich

bist! Seitdem er dich hat, sind ihm selbst die Stunden der Angst und Sorgen nicht ohne Trost und Süßigkeit, die Thränen des Kummers haben ihre Bitterkeit verloren! Wie es in dem alten schönen Liede von Paul Gerhardt heißt:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab ich doch
Christum noch;
wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
den mir schon
Gottes Sohn
beigelegt im Glauben?

Herr mein Hirt, Brunn aller Freuden!
Du bist mein,
ich bin dein
Niemand kann uns scheiden!
Ich bin dein, weil du dein Leben
und dein Blut,
mir zu gut,
in den Tod gegeben.

Du bist mein, weil ich dich fasse
und dich nicht,
o mein Licht!
aus dem Herzen lasse.
Laß mich, laß mich hingelangen,
da du mich,
und ich dich
lieblich werd' umfangen.

95.

Morgen- und Abendandacht.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Morgenstern und Abendstern,
die der HErr uns angezündet,
der als Helfer nah und fern
sich verheißen und verkündet!

Immer und an jedem Ort
seh' ich ihn sich niederneigen,
kann ihn heben immerfort,
freundlich, treu und ganz mein eigen.

Meine Seele, laß dies Bild
auch im Leben widerscheinen,
sei so freundlich, treu und mild,
so bereit sei du den Deinen!

Meine Seele, lege du
auf den Einen deine Sorgen,
denke sein zur Abendruh',
lob ihn laut an jedem Morgen!

Deinem Heiland, deinem Herrn
laß ein helles Lied erklingen:
Morgenstern und Abendstern
preißen ihn und Engel singen!

96.
Andacht am Geburtstage.

(Von J. M. Schumann, geb. 1666.)

Mein treuer Gott, was soll ich sagen,
daß du mir so viel Guts gethan
in allen meinen Lebenstagen,
daß ich's nicht satt erzählen kann?
Ja, eh' ich noch die Welt geseh'n,
ist mir von dir viel Guts gescheh'n!

Und da ich kaum die Welt erblicket,
hat deine Güte mich umarmt;
die Taufe hat mich hochbeglücket,
da hast du meiner dich erbarmt;
da nahmst du an mich als ein Kind
und wusch'st mich ab von meiner Sünd.

Mein Name ward mir da gegeben,
den schriebst du auch im Himmel ein,
daß ich einmal soll ewig leben,
da ich bei dir soll fröhlich sein,
da ich, im Glanz der Sonne gleich,
soll herrschen in dem Himmelreich.

Indessen hast du alle Stunden
mit deiner Güte mich ergötzt;
ich habe deinen Schutz empfunden,
daß mich kein harter Fall verletzt.
Mein Gott, bis hieher hast du mir
geholfen immer für und für.

Zwar ohne Kreuz bin ich nicht blieben,
es kost't mir manche Thränenfluth;
doch macht's mit denen, die Gott lieben,
der liebste Vater alles gut.
Er legt was auf; er hilft auch aus
und schickt auch wieder Trost in's Haus.

Und also rühm ich deine Gaben,
mein Gott, es sei Freud' oder Leid.
Was du uns giebest, muß uns laben;
du meinst es gut zu aller Zeit.
Mir ist auch deine Vatertreu
noch alle Morgen frisch und neu.

Ja heut an diesem lieben Tage
erfreuet mich dein Gnadenlicht.
Ich bin befreit von harter Plage;

und fehlt mir's gleich am Kreuze nicht,
hab' ich doch Gott zum Helfersmann,
der in dem Kreuze helfen kann.

Und also bin ich wohl zufrieden
und danke Gott herzinniglich
für das, was er mir hat beschieden;
ich nehm' es an und freue mich
und setze meine Hoffnung fest
auf Gott, der Fromme nicht verläßt.

Noch eins will ich von Gott verlangen:
laß meinen Namen doch auch steh'n
im Himmel, da die Frommen prangen,
da sie in weißen Kleidern geh'n,
und bringe mich auch einst dahin,
wo ich ohn' Ende fröhlich bin!

97.

Sonntagsfrühe.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Gottesstille, Sonntagsfrühe,
Ruhe, die der HErr gebot!
Meine Seele, wach' und glühe
mit im hellen Morgenroth!

Könnt' ich in dem Zimmer bleiben,
wann das Volk zur Kirche wall't?
Könnt' ich Alltagswerke treiben,
wann der Glockenruf erschallt?

Wo die holden Worte weilen,
die der HErr auf Erden sprach,
lasset auch das Brot mich theilen,
das er seinen Jüngern brach.

O das nenn' ich sel'ge Stunde,
wo man dein, o HErr! gedenkt,
wo man mit der frohen Kunde
von dem ew'gen Heil uns tränkt!

Neues Leben, neue Stärke,
reiner Andacht frische Glut
zu dem frommen Liebeswerke
schöpf' ich aus der Gnadenflut.

Und von göttlichen Gedanken
einen reichen Blütenstrauß
trag ich heimwärts, Gott zu danken
in dem kleinen stillen Haus.

Erde weit und ohne Gränzen,
Himmel drüber ausgespannt!
reich an Sternen und an Kränzen,
scheint ihr mir ein selig Land.

Laß die Flamme stets mir brennen,
o mein Heiland Jesu Christ!
Laß es alle Welt erkennen,
daß mein Herz dein Altar ist!

98.

Der Jungfrauenstein.

(Gebr. Grimm.)

In Meißen, unweit der Festung Königsstein, liegt ein Felsen, genannt Jungfrauenstein. Einst verfluchte eine Mutter ihre Tochter, welche Sonntags nicht zur Kirche, sondern in die Heidelbeeren gegangen war. Da wurde die Tochter zu Stein und ist ihr Bild gegen Mittag noch zu sehen.

Im dreißigjährigen Kriege flüchteten dahin die Leute vor den Kriegsleuten.

99.

Der gesegnete Kirchgang.

(Kanne.)

Eine fromme, Gott vertrauende Mutter erzählte ihren Kindern folgende Geschichte:

In unserm Dorfe wohnte eine Wittwe mit 5 Kindern, die war sehr arm und ernährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. Es gelang ihr anfangs zwar wohl, und sie

konnte

konnte jährlich von ihrem kleinen Felde ziemlich einärnten, am übrigen Hausbedarf fehlte es auch nicht gänzlich. Allein eines Jahres mißrieth die Frucht, und dazu starb ihr die einzige Kuh, die sie hatte. Da saß sie nun mit ihren fünf Kindern und hatte nichts zu brechen und zu beißen. Darüber wurde sie mißmuthig und sprach in der Ungeduld des Herzens: Betteln mag ich nicht, Arbeit und Fleiß nutzen mir nichts; es wäre mir besser, ich stürbe. Als sie nun so mit ihrem Kummer beschäftigt da saß, hörte sie von fern das Geläut aus dem Dorfe, und das Getön war ihr ganz erquicklich. Denn so, dachte sie, wird man mir bald zu Grabe läuten. Darauf trat ihr Töchterlein in die Kammer und sagte: Mutter, sie läuten im Dorfe; willst du nicht in die Kirche gehen? ich will das Haus wohl hüten. Dies sagte das gutartige Kind, weil die Mutter alle Sonntage in die Kirche ging und fröhlicher heimzukehren pflegte, als sie weggegangen war. Die Mutter dachte bei den Worten des Kindes: Warum sollt' ich nicht auch heute zur Kirche gehen in den bösen Tagen, bin ich ja doch in den guten hingegangen? So ging sie, obgleich mit schwerem Herzen, zur Kirche und setzte sich hinter einen Pfeiler; denn sie schämte sich ihres Unmuths. Als das Lied anfing, konnte sie kaum mitsingen vor heimlichem Weinen und ihre Thränen kaum verbergen. Der Pfar-

rer redete von der Liebe und Güte Gottes und jedes Wort war ihr erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war erweicht vom Unglück und ein wohlvorbereitetes Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Samen in sich aufnimmt. Als die Kirche aus war, ging sie demüthiges Herzens und getröstet nach Haus und sagte: Hab' ich doch das Meinige gethan; so wird ja auch der Vater der Wittwen und Waisen wohl das Seinige thun! Und vor allem war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt wohl zu Herzen gegangen: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein! Der HErr, sagte sie, hat meine Thränen gesehen, Er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann aus der Gemeine in der Kirche die Wittwe in ihrem Kummer bemerkt. Er hatte gedacht: sie hat ein heimliches Leiden, darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken und nicht so fröhlich nach dem Hause des HErrn gehen, wie du. Gleich hatte er sich nach ihr und ihren Umständen erkundigt.

Als nun am Abend die Wittwe mit ihren Kindern beim düstern Lampenschein saß und sie sich unter einander trösteten und sich vornahmen, fleißig zu arbeiten, sagte die Mutter: so wollen wir erst ein Geißlamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Kuh. So

wie sie diese Worte ausgeredet hatte, hörte sie an der Thür ein Gebrüll, wie das einer Kuh. Da wurde sie wehmüthig, denn das erinnerte sie an ihre verlorne Kuh. Sie erschraken, da es leise an der Thüre klopfte; die Thür öffnete sich, und es trat ein Mann herein und sagte: „Sehet, ein guter Freund schickt euch diese Kuh und diese Säcke, nebst seinem freundschaftlichen Gruß.“ Da erstaunte sie, und ehe sie fragen und danken konnte, war der Mann mit seinem Gefährten schon verschwunden; die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, sie war schwarz nnd weiß gefleckt, weit schöner, als die verlorne. Jauchzend führten sie die Kinder in den Stall und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter weinte heimlich. Am andern Tage kam der Geber, ein Meier, selbst zu der Wittwe und sagte: „Ihr habt gestern in der Kirche dem HErrn eure Thränen dargebracht, dafür hat er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Danks schuldig für seinen reichlichen Segen. So seid so gut und nehmt es ohne Dank an, als eine Schuld, die ich gern abtrage. Ich danke dem HErn, daß er in der Kirche mein Herz geweckt hat, euch zu helfen.

100.

Sonntagsfrühe.

(Von Hebel.)

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's gohtmer schier gar selber so,
„i cha fast uf ke Bei me stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit absi cho.

---

sölli, sehr; gsi, gewesen; düselet, schlummert; obsi, aufwärts.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeche goht
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und s' schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt in's Dorf mit stillem Tritt
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht
und gschlofe het die ganzi Nacht,
se stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge, mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

---

der Sunn, der Sonne; pöpperlet, klopft schnell und leise; enanderno, gleich; de Zeche, den Zehen; im Guhl, dem Hahn.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoh er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft
voll Chriest-Bluest und Schleche-Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriest-Baum im Maie-Gwand!
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wüß, —
me meint, me lueg in's Paradies!

---

seig, sei; Chriest-Bluest, Kirschenblüthe; Schleche, Schlehen.

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögele seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels-Glast
„dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho!
Der Pfarrer, scheint's, will zitli cho.
Gang, brechmer eis Aurikli ab!
Verwüschet mer der Staub nit drab!
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Maje ha!

Frili, freilich; Glast, Glanz; Hurst und Nast, Strauch und Ast; lüte, läuten; weger, wahrlich; Chüngeli, Kunigundchen.

101.

Erhörtes Gebet.

(Von G. H. Schubert.)

S. war einst in den Herbstferien mit seiner Familie zu B. auf Besuch. Eine sehr gefährlich scheinende Krankheit seiner einzigen vierjährigen Tochter, die dadurch veranlaßten großen Gemüthsbewegungen und Nachtwachen, hatten den zarten, zu Nervenzufällen geneigten und durch die vorangegangene Reise noch müden Körper seiner lieben Frau so ergriffen, daß sie auf einmal, eines Morgens beim Frühstück, umfiel und fürchterliche Nervenzufälle bekam. Diese Zufälle wiederholten sich an demselben Tage mehrere Male. S. ist zwar selber Arzt, aber er war so tief erschüttert, daß er nicht selber an Hülfe zu denken vermochte; es wurde ein Arzt aus der benachbarten Stadt geholt. Die Zufälle wurden, der ärztlichen Hülfe ungeachtet, mit jedem Tage immer bedenklicher. Vor allem konnten es sich Alle mehr Unterrichtete und mit der körperlichen Anlage der Kranken Bekannte nicht verbergen, daß sehr wahrscheinlich jene Zufälle von nun an in diesem zarten Körper als unheilbares Übel einheimisch werden und das ohnehin schwache

Gebilde vollends zerstören würde. Henriette hatte die Traurigkeit ihrer umstehenden Lieben bemerkt, und war sehr traurig; das Herz des S. war gepreßt, wie noch nie.

Da nahm S. das nun wieder genesene Kind auf seine Arme und ging mit ihm hinauf in sein einsames Zimmer. Da knieten beide neben einander nieder und S. betete mit dem Kinde laut aus tief bekümmertem Herzen: „daß Gott die liebe Mutter, der ja kein andrer Arzt helfen könnte, heilen und sie bis an ihr Ende vor diesen traurigen Anfällen — ach nur vor diesen traurigen Anfällen bewahren wolle durch Christum.“ Das Kind weinte beim Gebet sehr, da konnte auch S. wieder weinen, milde, kummervolle, aber dennoch innig liebende und Gott vertrauende Thränen des Gebets. Sein Herz wurde mit inniger Freudigkeit erfüllt, er konnte gläubig Amen sagen, und da die Beiden ausgeweint hatten und ausgebetet, gingen sie gestärkt wieder zu der lieben Kranken hinunter.

Diese bekam (S. bekennt dies mit innig dankbarem, freudigem Herzen) ihre Nervenzufälle nie wieder bis an ihr Ende, obgleich sich anfangs noch öfters das eigenthümliche Gefühl in den Füßen zeigte, das früherhin immer eine so traurige Vorbedeutung gehabt hatte. Die liebe Kranke genas langsam. Noch ehe sie ganz vollkommen genesen

und erstärkt war, nöthigten den S. seine Verhältnisse, von B. wieder abzureisen, und Henriette ließ sich nicht abwendig machen, ihn zu begleiten. Diese Reise, welche durch alle ihre kleineren und größeren Unglücksfälle die traurigste war, die S. je gemacht hatte, fiel in kalte, regnige Oktobertage. Schon bei P. wurden die Reisenden durch das Niederstürzen eines Pferdes erschreckt. In H. war, einer benachbarten Feuersbrunst wegen, kein Fuhrwerk zu bekommen, als ein überaus altes, gebrechliches. An diesem riß schon etwas entzwei, als sie kaum eine halbe Stunde über H. waren. Sie erreichten mit Mühe ein sehr unbequemes Gasthaus. Nach schlecht zugebrachter Nacht, brach am andern Vormittag, auf einem rauhen Gebirge, mitten im fürchterlichsten Regenguß, ein Rad am Wagen, der stürzte. S. trug die arme, wieder kränker gewordene Henriette auf seinen Armen in ein benachbartes Dorf hinein. Und so wechselten auf dieser ganzen Reise, die noch (des langen Aufenthalts auf dem Gebirge wegen) zwei sehr angstvolle Tage und Nächte dauerte, Schrecken, Sorgen, Nässe und alle äußern Unannehmlichkeiten mit einander ab. Und dennoch, so sehr der wieder verzagt gewordene S. dies auch fürchtete, wiederholten sich jene Nervenzufälle nicht mehr und kamen auch nicht mit den leisesten Spuren wieder.

Lieber! der du auch dieses und alle ähnlichen Thatsachen für einen Zufall hälst, du hast wohl noch nie an dir erfahren, was „ein geängsteter Geist, ein geängstigtes und zerschlagenes Herz sei" und wie das Rufen aus einem solchen Herzen nie verschmäht wird.

102.

Die erbetene Schutzmauer.

(Von Kanne.)

In der Zeit des Glaubens frommt uns nicht, Vieles und Großes zu schauen, und Gott pflegt, wo er sich offenbaren will, seine Größe noch hinter der Kleinheit der Mittel, durch die er sich offenbaret, zu verbergen und zu verhüllen. Kann es für uns Arme doch nie anders groß, als im Kleinen sein! Aber doch, wie oft ist diese seine gewöhnliche und nothwendige Weise zu handeln verkannt worden! Sagen sie nicht, dies und das ist zu gering für ihn, drum hat nicht er's, sondern der Zufall gethan?

Im Anfang des Jahrs 1814 standen Schweden, Kosaken und die russisch-deutsche Legion nur eine Viertelmeile von

Schleswig entfernt; jeden Tag kam vom Lande her den Stadtbewohnern eine neue Schreckensnachricht zu, denn wild und rauh war das Betragen einiger von dieser feindlichen Schaar; und was mußte man erst erwarten, wenn die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war! Angstvoll sahe man der Mitternachtsstunde des fünften Januars entgegen, denn dann war dieser Waffenstillstand zu Ende. Da wohnte nun am Eingange der Stadt nach der Seite hin, wo der Feind stand, eine alte fromme Frau, Großmutter von einem 20jährigen Enkel, der nebst seiner schon ziemlich bejahrten Mutter mit der alten Frau in einem Hause wohnte. Betete sie in guten Tagen, was sollte sie nicht in bösen Tagen beten? Ja, ja, die Zeit der Noth ist just die Zeit, wo man nur ganz dreist zu Gott kommen darf, wenn man auch sonst nicht zu ihm gekommen ist, denn die Noth ist sein gewöhnliches Einladungsschreiben an harte Herzen, daß sie weich werden sollen und ihn suchen. Die gute fromme Frau betete nun in diesen Tagen ganz einfältiglich mit Inbrunst den Vers eines alten Kirchenliedes:

Eine Mauer um uns bau',
daß dem Feinde davor grau'!

Das hörte der Enkel. Ei, Goßmutter, sagte er, wie mögt ihr doch um so ein unmöglich Ding bitten, daß der

liebe Gott grade um euer Haus eine Mauer bauen soll, daß der Feind nicht dazu kommt? — Das will ich damit auch nicht gesagt haben, versetzte sie, sondern ich hab's anders gemeint, nämlich der Herr wolle gnädiglich uns und unsere Stadt vor dem Feinde beschützen und bewahren; das habe ich mit dem Gebet sagen wollen. Aber was denkst du denn, wenn's nun Gott just auch gefiele, so eine Mauer um uns her zu bauen, meinst du, das er das nicht könnte?

Nun kam denn jene gefürchtete Stunde. Die feindlichen Vorposten rückten von allen Seiten in Schleswig ein; die dänischen Truppen hatten sich schon Tags vorher zurückgezogen und immer mehr kleine Abtheilungen kamen nach. Das Haus der alten Frau lag, ziemlich hervorstechend vor andern Häusern, an der Heerstraße; desto eher und desto häufig hätte sie also von den Soldaten besucht werden sollen; wohl sahe sie, daß sie zu den Häusern ihrer Nachbarn ritten und da allerlei verlangten, aber zu ihr kam keiner, alles ritt vor ihr vorbei. Das ging nun so zu: bisher hatte es fast gar nicht geschneiet, erst am 5. Januar war ein großes Schneegestöber und am Abend dieses Tages kam Sturm dazu und das Gestöber wurde so heftig, als man es selten sieht. Vier Pulk Kosacken fanden den Weg um die Stadt, den sie ziehen sollten, verschneit, und warfen sich nun in die Stadt hinein,

blieben aber alle in dem Theil derselben, der ihnen am nächsten war und der ziemlich weit von dem größern Theil entfernt liegt. Darum wurden dort die Häuser mit Soldaten überladen, so daß wohl 60 — 70 Mann sich in mehrere der Wohnungen einquartierten, die um das Haus der alten frommen Frau lagen. Schrecklich ging's da zu, aber zu der alten Frau wollte keiner der wilden Fremdlinge kommen, nicht einmal an ihr Fenster klopfte einer. Deß wunderte sich denn Großmutter, Tochter und Enkel gar sehr, und wie war's denn auch nur zugegangen? Das fand sich gleich am andern Morgen. Der Glaube hatte der guten Frau geholfen. Wer glaubt, dem hält der Herr oft ganz wörtlich Wort, und das that er auch hier. Denn in der Nacht hatte er wirklich eine Mauer um das Haus gebaut; ein Mannshoher Schneeberg zog sich vor dem Hause her, daß die Kosacken wohl hatten von ihm wegbleiben müssen. Siehst du nun, sagte die Großmutter zum Enkel, daß Gott auch eine Mauer um uns bauen kann? Der Enkel staunte den Schneeberg an und schämte sich seines Unglaubens.

103.

Glaubenstreue.

Der Prinzessin Wilhelmine Charlotte von Ansbach that Philipp der Zweite, König von Spanien, welcher von 1701 bis 1746 regierte, die Ehre an, seine Gemahlin und dadurch Königin von Spanien zu werden; nur verlangte man, daß sie diesem Vorzuge ihr Bekenntniß zur evangelisch-lutherischen Konfession aufopfern sollte. Sie frug deshalb den D. Spener, einen damaligen berühmten Gotteslehrer und sehr rechtschaffenen Mann, um Rath, wie sie sich zu verhalten hätte. Dieser widerrieth es ihr ernstlich, um einer Krone willen ihrem Glauben zu entsagen, und er gab ihr — es war gerade, als ob dieser Gelehrte hätte weissagen können — die Versicherung: wenn ihr Gott den Rang einer Königin versehen hätte; so würde ihr derselbige auch ohne einen solchen Abfall vom Glauben zu Theil werden. Sie befolgte diesen redlichen Rath und verläugnete die ihr angebotene große Ehre und den Vortheil. Es währte nicht lange, so wurde sie eine Gemahlin Georgs II., Königs von England.

104.

Felicitas.

Sie lebte im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, unter der Regierung des röm. Kaisers Mark Aurel's, im Jahr 175. Sie hatte sieben Söhne, deren Namen Januar, Felix, Philipp, Silvan, Alexander, Vitalis und Martialis waren. Sie sahe es mit an, wie sie auf Befehl des Stadtbefehlshabers Publius in Rom umgebracht wurden. Sie sah es, daß man ihren ältesten Sohn Januar schlug und ihn durch Riemen, an deren Spitzen bleierne Kugeln befestigt waren, zu Tode geiselte. Ihren Felix und den Philipp sah sie durch Stockschläge ihren Geist aufgeben. Man ließ es ihr sehen, wie man den Silvan von einem Felsen herabstürzte und wie die drei letztern, Alexander, Vitalis und Martialis enthauptet wurden; aber ihre Henker sahen auch an ihr bei dem allen, so wehmüthig sie dabei wurde, eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Sie rief ihren Söhnen zu: „Bleibt, liebe Söhne, beständig bei eurem Bekenntniß! Jesus Christus und seine Heiligen warten auf euch. Kämpft muthig für eure Seele und

bleibet eurem Herrn Jesus Christus getreu." Sechsfach blutete ihr Herz und dennoch wurde sie nicht weichherzig und feige. Als die Reihe nun an sie kam, zeigte sie sich eben so unerschrocken, wie ihre Söhne, und starb für die Wahrheit. — —

105.

Notburga.

(Von Grimm.)

Im untern Innthale Tirols liegt das Schloß Rottenburg, auf welchem vor alten Zeiten bei einer adlichen Herrschaft eine fromme Magd diente, Notburga genannt. Sie war mildthätig und theilte, so viel sie immer konnte, unter die Armen aus, und weil die habsüchtige Herrschaft damit unzufrieden war, schlugen sie das fromme Mägdlein und jagten es endlich fort. Es begab sich zu armen Bauersleuten auf dem nahe gelegenen Berg Eben; Gott aber strafte die böse Frau auf Rottenburg mit einem jähen Tod. Der Mann fühlte nun das der Notburga angethane Unrecht und holte

sie von dem Berge Eben wieder zu sich nach Rottenburg, wo sie ein frommes Leben führte, bis die Engel kamen und sie in den Himmel abholten. Zwei Ochsen trugen den Leichnam über den Innstrom, und obgleich sein Wasser wild tobt, so war er doch, als die Heilige sich näherte, ganz sanft und still. Sie wurde in der Kapelle des heil. Ruprecht beigesetzt.

Am Neckar geht eine andere Sage. Noch stehen an diesem Flusse Thürme und Mauern der alten Burg Hornberg, darauf wohnte vor Zeiten ein mächtiger König mit seiner schönen und frommen Tochter Notburga. Die liebte einen Ritter und hatte sich mit ihm verlobt; er war aber ausgezogen in fremde Lande und nicht wieder gekommen. Da beweinte sie Tag und Nacht seinen Tod und schlug jeden andern Freier aus; ihr Vater aber war hartherzig und achtete wenig auf ihre Treue. Einmal sprach er zu ihr: „bereite deinen Hochzeitschmuck! In drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir ausgewählt habe.“ Notburga aber sprach in ihrem Herzen: „eh will ich fortgehen, so weit der Himmel blau ist, als ich meine Treue brechen sollte.“

In der Nacht darauf, als der Mond aufgegangen war, rief sie einen treuen Diener und sprach zu ihm: „führe mich die Waldhöhe hinüber nach der Kapelle St. Michael, da will ich, verborgen vor meinem Vater, im Dienste Gottes das

Leben beschließen. Als sie auf der Höhe waren, rauschten die Blätter und ein schneeweißer Hirsch kam herzu und stand neben Notburga still. Der Diener sah, wie der Hirsch mit ihr über den Neckar leicht und sicher hinüberschwamm und drüben verschwand.

Am andern Morgen, als der König seine Tochter nicht fand, ließ er sie überall suchen und schickte Boten nach allen Gegenden aus, aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben; und der treue Diener wollte sie nicht verrathen. Aber als es Mittagszeit war, kam der weiße Hirsch auf Hornburg zu ihm, und als er ihm Brot reichen wollte, neigte er seinen Kopf, damit er es ihm an das Geweih stecken möchte. Dann sprang er fort und brachte es der Notburga in die Wildniß und so kam er jeden Tag und erhielt Speise für sie; viele sahen es, aber niemand wußte, was es zu bedeuten hatte, als der treue Diener.

Endlich bemerkte der König den weißen Hirsch und zwang dem Alten das Geheimniß ab. Andern Tags, zur Mittagszeit setzte er sich zu Pferd, und als der Hirsch wieder die Speisen zu holen kam und damit forteilte, jagte er ihm nach, durch den Fluß hindurch, bis zu einer Felsenhöhle, in welche das Thier sprang. Der König stieg ab und ging hinein, da fand er seine Tochter mit gefalteten Händen vor

einem Kreutz knieend, und neben ihr ruhte der weiße Hirsch. Da sie vom Sonnenlicht nicht mehr berührt worden, war sie totenblaß, also daß er vor ihrer Gestalt erschrack. Dann sprach er: „kehre mit nach Hornberg zurück;" aber sie antwortete: „ich habe Gott mein Leben gelobt und suche nichts mehr bei den Menschen." Was er noch sonst sprach, sie war nicht zu bewegen und gab keine andere Antwort. Da gerieth er in Zorn und wollte sie wegziehen, aber sie hielt sich am Kreuz, und als er Gewalt brauchte, löste sich der Arm, an welchem er sie gefaßt, vom Leibe und blieb in seiner Hand. Da ergriff ihn ein Grausen, daß er forteilte und sich nimmer der Höhle zu nähern begehrte.

Als die Leute hörten, was geschehen war, verehrten sie Notburga als eine Heilige. Büßende Sünder schickte der Einsiedler bei der St. Michaelskapelle, wenn sie bei ihm Hülfe suchten, zu ihr: sie betete mit ihnen und nahm die schwere Last von ihrem Herzen. Im Herbst, als die Blätter fielen, kamen die Engel und trugen ihre Seele in den Himmel; die Leiche hüllten sie in ein Todtengewand und schmückten sie, obgleich alle Blumen verwelkt waren, mit blühenden Rosen. Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch auf dem Nacken gehabt, trugen sie über den Fluß, ohne die Hufe zu benetzen, und die Glocken in den nahliegenden Kirchen

fingen von selbst an zu läuten. So ward der Leichnam zur St. Michaelkapelle gebracht und dort begraben. In der Kirche des Dorfs Hochhausen am Nackar steht noch heute das Bild der heil. Notburga in Stein gehauen. Auch die Notburgahöhle, gemeinlich Jungfernhöhle geheißen, ist noch zu sehen und jedem Kind bekannt.

Nach einer andern Erzählung war es König Dagobert, der zu Mosbach Hof gehalten, welchem seine Tochter Notburga entfloh, weil er sie mit einem heidnischen Wenden vermählen wollte. Sie ward mit Kräutern und Wurzeln von einer Schlange in der Felsenhöhle ernährt, bis sie darin starb. Schweifende Irrlichter verriethen das verstohlene Grab und die Königstochter ward erkannt. Den mit ihrer Leiche beladenen Wagen zogen zwei Stiere fort und blieben an dem Orte stehen, wo sie jetzt begraben liegt und den eine Kirche umschließt. Das Bild der Schlange befindet sich gleichfalls an dem Stein zu Hochhausen. Auf einem Altargemälde daselbst ist aber Notburga mit ihren schönen Haaren vorgestellt, wie sie zur Sättigung der väterlichen Rachgier enthauptet wird.

106.

Der Mensch in Kälte und Hitze.

(Von Hebel.)

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen, als sich selbst und seine Natur; und mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage fast verschmachten will, oder im kalten Januar sich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich sagen werde, und doch ist es wahr.

Bekanntlich ist die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen sie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit und sind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahrs Herr und Meister ist und entsetzlich streng regiert, wo das Wasser in den Seen 10 Schuh tief gefriert und die Erde selbst im Sommer nicht ganz, sondern nur einige Schuh tief aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr scheint und ihre Strahlen auch im Sommer nur schief über den Boden hingleiten. Und wiederum giebt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber

auch das Gefühl der höchsten Sommerhitze fast unerträglich sein muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüßen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen steht und ihre glühenden Strahlen senkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch manches anders sein, als bei uns, und doch leben und wohnen Menschen, wie wir sind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat sich von selber so weit über die Erde ausgebreitet, als der Mensch. Die kalten und die heißen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlassen. Nur sehr wenige, die der Mensch mitgenommen hat, sind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigste Kälte in der andern auszuhalten. Auch diese leiden sehr dabei und die andern verschmachten oder erfrieren oder sie verhungern, weil sie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die stärksten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, sondern sie bleiben in der Gegend, für welche sie geschaffen sind, und selbst die Tanne und die Eiche verwandeln sich in den kältesten Ländern in ein niedriges unscheinbares Gesträuch und Gestruppe auf dem ebenen Boden, wie wir's auf unsern hohen, kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Mensch hat sich überall ausgebreitet, wo nur ein

lebendiges Wesen fortkommen kann, ist überall daheim, liebt in den heißesten und kältesten Gegenden sein Vaterland und die Heimath, in der er geboren ist, und wenn ihr einen Wilden, wie man sie nennt, in eine mildere und schönere Gegend bringt, so mag er dort nicht leben und nicht glücklich sein. So ist der Mensch. Seine Natur richtet sich allmählich und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch seine Vernunft seinen Aufenthalt einzurichten und so bequem und angenehm zu machen, als es möglich ist. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menschliche Geschlecht seinen Segen aussprach. „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet (oder bevölkert) die Erde und machet sie euch unterthan."

Ich will jetzt einige Beispiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menschen aushalten können.

Zu Jenifeisk, in Siberien, trat einst im Januar 1735 eine solche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menschen dort.

Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Siberien, wurde im Jahr 1772 den 7. December die Kälte so heftig, daß eine Schale voll Quecksilber, welches man in die freie Luft setzte, in ein

festes Metall zusammengefror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menschen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einst die Engländer in Nord-Amerika an der Hudsonsbay. Da fror ihnen selbst in den geheitzten Stuben der Brantewein in Eis zusammen. Sie konnten ihn nicht flüssig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln und die starke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettstätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menschennatur aushalten kann, das sehen wir schon an unsern Feuerarbeitern, zum Beispiel in Glashütten, Eisenschmelzen, Hammerschmieden, wo die Leute sich durch schwere Arbeit noch mehr erhitzen müssen. In Breitlingen, das ist eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachsen, mußte das feste Gestein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden. Da sind nun viele schweflichte Theile und Dünste, die in Entzündung gerathen und eine so erstaunliche und unerträgliche Hitze verursachen, daß die Bergleute selbst noch den Tag nach der Löschung des Feuers nakt arbeiten und alle Stunde innehalten und sich wieder abkühlen müssen.

Manche Personen, die in Krankheiten viel auf's Schwitzen

halten, kriechen in einen heißdünstigen Backofen, wenn das Brot herausgenommen ist, lassen nur so viel Öffnung zu, als zum Athemholen nöthig ist, und schwitzen so nach Herzenslust. Das mag nun freilich nicht viel nützen und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr so unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einst ein kleines Zimmer so stark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft fast der Hitze des kochenden Wassers gleich. Und doch hielten dieselben sie 10 Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beschwerden. Einer von ihnen trieb den Versuch noch weiter. In einer Hitze, wo frische Eier in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künstliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es an manchen Orten nicht viel besser. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein so trockener und heißer Wind von den Sandküsten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich versengt werden und abdorren. Menschen, die alsdann im Freien sind, müssen sich freilich ohne Verzug mit dem Gesicht auf die Erde niederlegen, damit sie nicht ersticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszustehen.

Selbst in geschlossenen Zimmern kann man sich vor Mattigkeit fast nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl übersteht man es, wenn man vorsichtig ist und Erfahrungen benutzt.

Wenn man so etwas liest oder hört, so lernt man doch zufrieden sein daheim, wenn sonst schon nicht alles ist, wie man gerne möchte.

107.

Das Lied vom Wintergrün.

(Von Krummacher.)

Schmückt das Fest mit Wintergrün,
lustig anzuschauen!
Wann auf Höh'n und Auen
Blumen welken und verblüh'n,
dann erhebet frisch belaubt
Wintergrün sein muntres Haupt.

Schmückt das Fest mit Wintergrün!
Mit des Lenzes Schimmer
kränzt es morsche Trümmer,

sie umarmend schlank und grün,
rauschend um die Felsenkluft,
flisternd an der stillen Gruft!

Schmückt das Fest mit Wintergrün!
Um des Eichbaums Rinde
schlingt es sein Gewinde
freundlich, und verjünget ihn,
kränzt des Waldes Greis mit Laub,
eh' er fällt, der Jahre Raub.

Schmückt das Fest mit Wintergrün!
Unverwelklich Leben,
jugendliches Streben
ward dem zarten Reis verlieh'n.
An dem Grabe der Natur
lispelt es: Sie schlummert nur!

Schmückt das Fest mit Wintergrün:
ohne Furcht und Wanken
schlingt es seine Ranken;
grünt, wenn Hain und Thal verblüh'n,
ewig jung und ewig mild,
treuer Lieb und Hoffnung Bild.

108.

Die barmherzige Wittwe.

In der strengen Winterkälte des Jahres 1789 bettelte ein funfzehnjähriges Mädchen, bedeckt mit einem garstigen Ausschlage, vor der Thür der Wittwe Metz, die zu Wellmerstädt, einem sächsischen Dorfe, ohnweit dem Städtchen Wiehe in Thüringen, lebte und sich und ihr kleines Kind mit Spinnen nnd im Sommer mit Taglohn in ihrer kleinen Hütte kläglich ernährte. Das Mädchen bat sie flehentlich, sich bei ihr erwärmen zu dürfen. Sie gestattete ihr das, und da erzählte sie der Wittwe weinend, daß sie von ihrem harten Vater, welcher in der Gegend von Kamburg Hirte wäre, und von ihrer Stiefmutter durch Schläge und schreckliche Drohungen zu entfliehen genöthigt worden sei, und nun Niemand finden könnte, welcher sie, bei ihrer Unreinigkeit aufnehmen wollte. Durch ihre Thränen gerührt und voll Vertrauen auf ihr gutherziges Wesen, entschloß sich die Wittwe, sie bei sich zu behalten, um sie vor dem völligen Verderben zu schützen. Sie blieb fest bei ihrem Entschlusse, wiewohl ihre Verwandten viel dagegen zu erinnern fanden und sich sogar die Gemeinde des Orts ihrem Vorhaben widersetzte. Die Gerichtsherrschaft

aber stand ihr, als sie es derselben eröffnete, bei. Sie reinigte das Mädchen und verhalf ihr wieder zur Gesundheit. Es gab ihrer Pflegemutter täglich Proben von seinem guten und dankbaren Herzen. Wie diese einige Zeit krank war, bewies das Mädchen ängstliche Sorgfalt und zeigte die eifrigste Bemühung. Die Wittwe behielt sie bei sich und schaffte ihr für das Geld, was sie als Magd verdiente, Kleidung an und brachte sie dann bei einer guten Herrschaft in Dienst.

109.

Ein jedes Wort von Gott ist nütze zur Besserung.

(Von G. H. Schubert.)

Alles, auch das höchste Erkennen, ohne die Furcht der Liebe und Besserung, wäre ja ein tönend Erz, eine klingende Schelle; das Wort wäre, wie jedes andere Menschenwort, (allenfalls nur vielseitiger und tiefer) wenn es nicht die ewige Kraft, welche Mark und Bein lebendig durchdringt und neues Leben schaffet, den Menschen erneuert nach Seinem

Bilde, unzertrennbar in sich trüge. Aber in dieser Kraft hat sich das Wort vom Leben auch allenthalben gezeigt, selbst wo es zu den rohesten, wildesten Völkern kam, wo es nur Eingang, auch in die entartetste Menschenseele, fand. Tausend Beispiele könnten das bezeugen, davon einstweilen hier zur Probe Einige.

Eine getaufte Eskimomutter sagte: Wenn ich an meinen heimgegangenen Sohn denke, so will es mir oft schwer werden, daß ich nicht mehr mit ihm reden kann. Mein Geist eilt aber beständig zu Jesu hin, da suche ich den, den ich hier einmal zum Kind hatte und bei diesem Suchen ist mir wohl!

Eine Hottentottin: Ich bitte den Heiland täglich, daß er mich recht fest in seiner Gnade gründe. Das thue ich besonders, wenn ich allein im Busche bin, um Holz zu holen. Wenn es mir da schwer wird, die Bürde den Berg hinauf zu tragen, so sage ich: Lieber Heiland! wie war dir doch wohl zu Muthe, da du voll Blut und Wunden dein Kreuz nach Golgatha tragen mußtest! Doch du hast es gern, aus Liebe zu den armen Menschen und auch aus Liebe zu mir, gethan.

Eine andere: Ich bin lange Zeit Schäferin gewesen. Wenn ich nun sahe, daß die Schafe auf keiner guten Weide waren, so rief ich ihnen zu, und wenn ich ihnen rief, so

hörten sie mich und gingen dahin, wo ich bessere Weide für sie fand. So folgsam bin ich der Stimme Jesu nicht! Ich lasse mich vielmal lange rufen, ehe ich höre und komme! —

Ein Hottentott zu den Missionsarbeitern in Barionskloof: Ich komme darum her, weil ich für Christum leben will. Im Irdischen suche ich hier keinen Reichthum. Denn wenn das mein Bestreben wäre; so dürfte ich nur zu meinem vorigen Herrn zurückkehren, der mir einen Wagen und 2 Ochsen versprach, wenn ich bei ihm bliebe. Meine Seele ist sehr unruhig und verlegen und ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll, darum komme ich zu Euch. —

Eine alte Hottentottenwittwe: Als die Lehrer hieher kamen, lag ich mit einem meiner Kinder krank. Ich stand auf und ging mit meinen Kindern unter den Baum, wo die erste Predigt gehalten wurde. Die Worte, die ich da hörte, machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich vor Freude gesund wurde und seit dem Augenblicke gesund geblieben bin.

Eine Kafferin, der Sprache des Missionars unkundig, und daher von diesem, vermittelst eines Dollmetschers, in der Wahrheit des Lebens unterrichtet, ward gefragt: Ob sie Alles wohl verstehe? — Sie antwortete: Ich verstehe Alles recht gut; und was ich nicht ganz verstehe, wird mir der Geist Gottes deutlicher machen. Übrigens erkenne ich,

daß es wohl hauptsächlich darauf ankomme, daß man Jesum den Heiland von ganzem Herzen lieb habe und nur für Ihn in dieser Welt zu leben suche. —

Ein noch wilder Kaffer: Ich lebe mit Gott und mit allen Menschen in Unfrieden. Mein Herz ist wie ein Fluß, der ab- und zunimmt. Ich habe noch an allen Sünden Wohlgefallen. Wäre es wohl möglich, daß ein Solcher, wie ich jetzt bin, zur Ruhe kommen könnte?

Ein Hottentott: Wie glücklich sind wir, seitdem wir Lehrer haben, die uns in Gottes Worte unterrichten. Ehedem war es nicht einmal erlaubt, in unserer eigenen Sprache zu sagen: o Gott! und thaten wir es, so wurden wir mit dem Ochsenziemer geschlagen, wobei der Bauer sagte: Ich bin dein Gott. Oder es hieß: Was? ihr Paviane habt keinen Gott, als den Hottentottengott! (ein kleines geflügeltes Thier, welches die Kolonisten spottweise so nannten). Wir wußten wohl, daß dieses kein Gott ist, denn wir glaubten, daß wir den Gott über unsrem Haupte nicht sehen können; und außer diesem hatten wir keinen andern Gott. Die Sage der Bauern hat uns aber endlich doch so furchtsam gemacht, daß wir jenes Thierchen nicht mehr zu tödten wagten. Das kommt daher, daß uns die Christen so ganz und gar verstoßen hatten. Denn wir mußten bei den meisten

Bauern über zehn Schritte weit von der Stube, worin der Schulmeister war, entfernt bleiben, um nichts zu hören, was den Kindern gelehrt wurde. —

Ein Anderer, auf Befragen: ob er noch in Liebe und Friede mit seiner Frau lebe? erwiderte: Ich habe eine sehr gute, liebe Frau, aber sie hat einen sehr bösen Mann. Denn ich kann oft über eine Kleinigkeit viele Worte machen und verdrüßlich werden. Sieht aber meine Frau, daß ich so bin, so ist sie ganz still und ist freundlich mit mir, daß ich mich schämen und sie um Vergebung bitten muß. Ich bin ein sehr armes Kind, an dem der Heiland viel Geduld beweiset.

Ein getaufter Grönländer, Barsillai, starb gegen Ende des Jahres 1810. Nach manchen Abwechselungen in Absicht seines Seelenzustandes, war sein Gang sehr erfreulich. Seine Worte und sein Wandel zeugten von seinem stillen verborgenen Leben mit Christo in Gott. Er sprach in der letzten Zeit viel von seinem baldigen Heimgehen in die Freude seines Herrn. Am letzten Morgen seines Lebens war er sehr vergnügt und sagte zu einem Bruder: Ich muß heute mein Angesicht waschen, denn es ist heute ein besonderer Tag. Er fuhr sodann von seinem Wohnorte Pissiksarlik nach Neuherrnhut. Unterweges stieg er aus, um Quannak (Angelika, deren Stengel und Wurzel die Grönländer sehr lieben) zu suchen.

Beim Herabsteigen stürzte er vom Berge, zwischen große Steinklüfte, herunter und beschädigte sich dermaßen, daß er bald darauf den Geist aufgab.

110.

Die Schülerin Maria.

(Nach einem alten Bilde, von Max v. Schenkendorf.)

Ach, das ist ein süßes Bild!
Wie es meine Seele füllt!
Mächtig will mich's an sich ziehen,
lieber stäts, je mehr ich's schau.
Gerne möcht' ich vor der Frau,
bei dem holden Mägdlein knieen.

Nach dem Buche unverwandt,
nach der theuren Mutterhand
schaut sie, welche zeigt die Zeilen.
Gottes Wort muß das wohl sein,
was ein Kindlein so erfreu'n
und es zwingen kann zu weilen.

Engel schauen froh hinein,
möchten gerne Zeugen sein
aus bescheidner heil'ger Ferne.
Durch das Fenster, durch die Thür
schauen Engel stäts nach ihr,
wie nach einem schönen Sterne.

Sagt, wer ist die Schülerin?
Ist es nicht die Königin
aller Heiligen und Frommen?
O Maria reich und mild!
Laß, o Schülerin! dies Bild
nie aus meiner Seele kommen.

Die den HErrn gebären soll,
knieet still und andachtsvoll,
scheint nur Eines zu betrachten.
Jedes Wort und jedes Ding
sei auch mir ein Himmelswink,
fleißig auf mein Heil zu achten.

111.

Maria.

(Aus dem großen Münchner Gesangbuch.)

O du Heilige! du Reine!
Fromme, wie der Frommen Keine!
Wer ist in dem Himmelreich,
wer ist dir, Maria, gleich?

Alle menschlichen Geschlechter,
Heiligste der Erdentöchter,
Urbild der Bescheidenheit!
preißen deine Seligkeit.

Jeder, der die Wahrheit ehret,
Tugend lernt und Tugend lehret,
seufzt und seufzt vergeblich nie:
Wär ich fromm und rein, wie Sie!

112.

Der heilige Abend.

(Von Max v. Schenkendorf.)

Wie die hellen Lichter scheinen!
Und die Kinder sind gekommen,
all die Großen und die Kleinen,
haben ihr Geschenk genommen.

Spielwerk bringt es uns zum Spielen,
das geliebte Wunderkind.
Spielen mögen wir und fühlen,
daß wir wieder Kinder sind.

Süße Früchte, fremde Blüthen
trägt es in der zarten Hand,
wie sie Engel zieh'n und hüten
in dem sel'gen Himmelsland.

Und so hat es tausend Gaben
allen Menschen mitgebracht,
alle Herzen zu erlaben
in der hochgelobten Nacht.

Auch Versöhnung, ew'ges Leben,
Trost und Freiheit, Gnadenfüll',
Gottes Wort, umsonst gegeben
Jedem, welcher hören will.

Nimmer kann ich euch vergessen,
all' ihr schönen Christgeschenk',
abgrundreich und unermessen,
drin ich liebend mich versenk'.

113.

Die Christnacht.

(Arnoldine Wolf, geb. Meissel.)

Auf, mein Geist! in jenes Feld,
wo die frommen Hirten
unter'm blauen Sternenzelt
mit der Heerde irrten;
daß auch du den Lobgesang
lieber Engel hörest,
und mit kindlich frohem Dank
Gottes Rath verehrest.

Siehst du nicht den Morgenstern
dort am Himmel flimmern?
und den hellen Glanz des Herrn
durch dies Nachtthal schimmern?
Auf mit jener Hirtenschaar!
Auf, mit jenen Weisen!
Weih' die Krippe zum Altar,
deinen Gott zu preisen!

114.

Die Herberge.

(Von Max von Schenkendorf.)

In der Herberg ist kein Raum!
Zu dem Stall Maria gehet,
und ihr naht ein Himmelstraum,
wo das Thier voll Staunen stehet.

Den der Himmel selbst kaum fass't,
wird im schlechten Stall geboren;
in der Krippe liegt ein Gast,
dem das ew'ge Reich erkoren.

Merke das, du Menschenherz!
Denke das an jedem Morgen.
Auf! die Blicke himmelwärts!
und vergiß die kleinen Sorgen.

Herz, im irdischen Gedräng
find'st du nimmermehr Genüge.
Wird die Erde dir zu eng,
denke nur an Jesus Wiege.

115.

Des fremden Kindes heiliger Christ.

(Von Friedrich Rückert.)

Es läuft ein fremdes Kind
am Abend vor Weihnachten
durch eine Stadt geschwind,
die Lichter zu betrachten,
die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus
und sieht die hellen Räume;
die drinnen schau'n heraus,
die lampenvollen Bäume;
weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
ein Bäumchen und ein Licht,
und hat dran seine Freude,
nur blos ich Armes nicht.

„An der Geschwister Hand,
als ich daheim gesessen,
hat es mir auch gebrannt;
doch hier bin ich vergessen
in diesem fremden Land.

„Läss't mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
ich will ja nur am Schein
der fremden Weihnachtsgaben
mich laben ganz allein.“

Es klopft an Thür und Thor,
an Fenster und an Läden;
doch Niemand tritt hervor,
das Kindlein einzuladen;
sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
den Sinn auf seine Kinder;
die Mutter sie beschenkt,
denkt sonst nichts mehr noch minder;
an's Kindlein Niemand denkt.

„O lieber heil'ger Christ,
nicht Mutter und nicht Vater
hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berather,
weil man mich hier vergiss't!“

Das Kindlein reibt die Hand,
sie ist von Frost erstarret;
es kriecht in sein Gewand,
und in dem Gäßlein harret,
den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
durch's Gäßlein hergewallet,
im weißen Kleide schlicht,
ein ander Kind — wie schallet
es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
war auch ein Kind vordessen,
wie du ein Kindlein bist;
ich will dich nicht vergessen,
wenn alles dich vergisst.

Ich bin mit meinem Wort
bei allen gleichermaßen;
ich biete meinen Hort
so gut hier auf den Straßen,
wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
fremd Kind, hier lassen schimmern
auf diesem offnen Raum,
so schön, daß die in Zimmern
so schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
und droben leuchtend stand
ein Baum voll Sterngewimmel,
vielastig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
wie funkelten die Kerzen!
wie ward dem Kindlein da,
dem fremden, still zu Herzen,
das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum;
da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
zum Kindlein, das sie zogen
hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
zur Heimath jetzt gekehret,
bei seinem heil'gen Christ;
und was hier wird bescheret,
es dorten leicht vergiss't.

116.

Wer das Christkind sei.

(Von Hebel.)

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
was 's Wienechtchindli isch, und heschs bidenkt?
Denk wol i sag der's, und i freu mi druf.

O, 's isch en Engel usem Paradies
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
Er hüetet sie am Bettli Tag und Nacht;
er deckt sie mittem weiche Fegge zu,
und weiht er sie mit reinem Othem a,
wird's Äugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit sie uf de Hände in der G'fohr,
günnt Blüemli für sie uf der grüene Flur,
und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
se henkt er still im Wienechtchindli-Baum

hesch, hast du es; de Chindlene, den Kindern; Fegge, Flügel; treit, trägt; günnt, pflückt.

e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still und het si süeßli Freud,
und Mutterliebi heißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zu Hus,
sag Gute Tag und B'hütich Gott, und lueg!
Der Wienechtchindli=Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt as Zuckerbrot!
's isch nit viel nutz. Die het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em alles süeß
und liebli mache, thut em, was es will.
Gib acht, gib acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d'Händ no z'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger Müetterli, das isch di Dank!

Jez do siehts anderst dri in Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welschi Nuß
und menge rothen Oepfel ab der Hurt,
e Gufebüchsli, doch, wills Gott der Her!

---

nüt as, nichts als; ab der Hurt, vom Lager.

ke Gufe drinn. Vom zarte Bese=Ris
e goldig Rüethli, schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos und meint,
es seig der Herr im Hus, se hebt si b'herzt
de Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnug, doch wo me luegt und luegt,
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli=Baum.
Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz so g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
wi dini Chindli, wie die Fleisch und Blut
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde stöhn
mit ihre breite Rufe, schüch und fremd?
Und Wi' und Caffi schmekt dir doch so gut!

Doch

Bürstli, Bürschchen; g'chüelt, gekühlt, erkältet; Rufe, Ausschlag; schüch, scheu.

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüene Wienechtchindli=Baum?
Viel stachlig Laub und näume zwische drinn
'ne schrumpfig Öpfeli, 'ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimt ihr Chind uf d'Schoß
und wärmt's am Buse, luegets a und briegt;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit gfehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

---

näume, hie und da; briegt, weint; mengem, manchem; Warnig Warnung.

117.

Christ, ein Gärtner.

(Nach einem alten Bilde, von Max von Schenkendorf.)

Ein Gärtner geht im Garten,
wo tausend Blumen blüh'n,
und alle treu zu warten
ist einig sein Bemüh'n.

Der gönnt er sanften Regen,
und jener Sonnenschein:
das nenn' ich treues Pflegen,
da müssen sie gedeih'n.

In liebenden Gedanken
sieht man sie fröhlich blüh'n,
sie möchten mit den Ranken
den Gärtner all' umzieh'n.

Und wann ihr Tag gekommen,
legt er sie an sein Herz,
und zu den Sel'gen, Frommen
trägt er sie himmelwärts

zu seinem Paradiese,
zu seiner schönern Welt,
die nimmermehr, wie diese,
in Staub und Asche fällt.

Hier muß das Herz verglühen,
das Waizenkorn verdirbt;
dort oben gilt ein Blühen,
das nimmermehr erstirbt.

Du Gärtner, treu und milde!
o laß uns fromm und fein
zum himmlischen Gefilde,
zum ew'gen Lenz gedeih'n!

113.

Christ, ein Schäfer.

(Nach einem alten Bilde, von Max von Schenkendorf.)

Seht ihr auf den grünen Fluren
jenen holden Schäfer zieh'n?
Seht ihr auch auf seinen Spuren
schöner alle Felder blüh'n?

Kennt ihr nicht die frohen Heerden?
Schauet an den Schäferstab,
den der Himmel wie der Erden
Vater seinen Händen gab.

Schaut, ein Lamm hat sich verlaufen,
und er eilet schnellen Lauf,
läss't den ganzen andern Haufen,
suchet sein verlornes auf.

Auf den Schultern heimgetragen
bringt es der getreue Hirt;
keines darf nun ängstlich zagen,
sei es noch so weit verirrt.

Möchtet ihr auf dieser Erden
fühlen seine treue Hut,
müßt ihr Schäflein Christi werden,
denen giebt er selbst sein Blut.

Herr, mein Gott, auf deine Weiden,
an dein Brünnlein leite mich,
so durch Freuden als durch Leiden,
führe du mich seliglich!

119.

Die drei Knaben im Walde.

(Von Johannes Falk.)

Es irrten drei Knäblein tief in dem Wald.
Die Luft ging schneidend und grimmig kalt,
hoch lag in den Wegen der Schnee;
sie aber gedachten vor Sternenschein
noch fern in Großvaters Dorf zu sein,
der dort sie erharrt in Weh.

Es war um die heil'ge Weihnachtszeit,
sie hatten sich auf die Bescheerung gefreut;
sie wandelten frisch und getrost.
Und lauter und lauter der Sturmwind pfiff,
und größeres Zagen ihr Herz ergriff:
laut ächzten die Bäume vor Frost.

Das Dörflein lag wohl jenseit der Ilm.
Ton, Wilibald und der kleine Wilm,
so hießen die Knäbelein:

und dichter und nächtlicher wurde der Wald,
und immer mehr Muth sprach Wilibald
den zagenden Brüdern ein.

Horch, Freude, horch ein Posthornton!
Sei wohlgemuth nun, Bruder Ton,
dort steigt schon Essenrauch!
„Ach nein, ach nein! — Am Horizont
dampft's röthlich, und bellend gegen den Mond
nur liegen die Füchs' auf dem Bauch!“

Horch Peitschenknall, horch Hahnenschrei!
Sei, Bruder Wilm, nun schreckenfrei,
's giebt Menschen in der Näh'!
„Ach nein, ach nein, mein Wilibald;
aufreißet der Frost die Bäum' in dem Wald,
es knistert im Fallen der Schnee!“

Sieh dort, tief unten im stillen Geländ
geht unsre Wanderschaft zu End':
dort ist Großvaters Dorf!
„Ach nein, ach nein, der schwarze Fleck
ist nicht des stillen Dörfleins Heck',
ist schwarzer Moor und Torf.“

Mir ist's, als hör' ich, durch Schnee und Sturm
den Thürmer auf Sanct Marienthurm
gar lieblich blasen, es schallt:
„Ein Kindlein uns geboren ist,"
dies Kindlein wird zu dieser Frist
geleiten uns durch den Wald.

„Ach nein, ach nein, mein Wilibald!
Es wird mir so schaurig, es wird mir so kalt;
es drückt die Augen mir zu!
Dort unter der Weid', am Ufer der Ilm,
dort will ich mich setzen," so sprach lieb Wilm;
„ihr wandelt dem Dörflein zu."

Herschritt der Tod an das Ufer der Ilm
und legte sich still auf den kleinen Wilm,
weil schaudrig der Nordwind blies.
Schlaf süß, schlaf sanft, du Engelbild!
Geleiten die Engelein freudig und mild
dich ein in das Paradies!

Still blinkten die Lichter im heimischen Dorf;
da gingen die zween durch Moor und Torf,
den Weg im Schneelicht zu späh'n;

mit ihnen versank das falsche Geländ',
die Kindlein falteten betend die Händ'
und wurden nicht wieder geseh'n.

Rothkehlchen das saß auf seinem Ast;
der kleine schaudrige Wintergast,
und weinte den ganzen Tag.
Großvater folgt' am Ufer der Ilm
dem Klageton nach, bis da wo Wilm
wohl unter den Weiden lag.

120.

Alte Sprüche.

Will's Gott, so geschicht's,
hindert's Gott, so bricht's.

Zu Gott meine Hoffnung steht allein,
das andre acht' ich alles klein.

Treu', Lieb' und Ehr'
stirbt nimmermehr.

Herrschaft ohne Schutz, Reichthum ohne Nutz,
Richter ohne Recht, Wicht' und Lotterknecht',
Bäume ohne Frucht, Frauen ohne Zucht,
Adel ohne Tugend, unverschämte Jugend,
eigensinnig Kind, unnütz Hausgesind,
geizige Platten — kann man wohl entrathen!

Wer Zucht und Ehrbarkeit mit Gottesfurcht erkoren,
der leiht sein Ohr dem feilen Schwätzer nicht;
wer aber sein Gehör auf faul Geschwätze richt't,
hat wohl schon Zucht und Ehrbarkeit verloren.

Das Pfeiflein macht gar süßes Spiel,
wenn es den Vogel fangen will!

Das mag die beste Musik sein,
wann Mund und Herz stimmt überein.

Schönheit acht' ich gering und klein,
wo Freundlichkeit nicht mit will sein.

Kein Mensch sich selig rühmen soll,
er schließe denn sein Leben wohl.

Untergeh'n und nicht vergeh'n
ist der Sonnen Eigenschaft:
so auch durch des Schöpfers Kraft
stirbt der Mensch zum Aufersteh'n.

121.

Allerdreifeiertagslied.

(Von Johannes Falk.)

Singweise: O sanctissima.

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren.
Freue dich, freue dich Christenheit!

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Osterzeit!
Welt liegt in Banden;
Christ ist erstanden.
Freue dich, freue dich Christenheit!

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
heiligt die Geister.
Freue dich, freue dich Christenheit!

122.

Neujahrlied.

(Von G. W. Fink.)

Schließt enger unsern heil'gen Kreis,
ihr alle meine Lieben!
Das Jahr verschwand, dem Herrn sei Preis!
wir sind vereint geblieben.
Vorüber ging Gefahr und Noth;
und was mit Schmerzen uns bedroht,
ward uns durch Vaters Pflegen
zum schönsten Lebenssegen.

Wohlauf! zu diesem neuen Jahr
bringt, unserm Gott zu Ehren,
einander Lieb um Liebe dar,
und laßt die Lust uns mehren!
So lang uns Gott zusammenläßt,
sei jeder Tag ein Lebensfest:
nichts mangelt uns auf Erden,
als daß wir edler werden.

Und sollt auch Eins, ich oder du,
in diesem Jahre scheiden:
so send', Erbarmer, Tröstung zu
den Duldern, die hier leiden!
Es leucht' uns hell des Glaubens Licht;
der Herr sei unsre Zuversicht!
Stehn wir in Vaters Händen,
so kann das Heil nicht enden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

XX (1+2) VI.88

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Mägdlein Lustgarten

Bd.: 2

Erlangen [1823]

Res/Paed.pr. 2232 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10926626-6